

Band 1121 • 2,50 DM

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Wenn
Totenmasken
leben...



Band 1121 • 2,50 DM

BASTEI
ROMAN



Wenn Totenmasken leben...

Ein mächtiger Wind trieb die Wolkenherde wie helle, flüchtende Schafe über das Meer, den Strand und das Land hinweg. Der Wind brauste, winselte, jammerte oder flötete, um irgendwann mit stöhnenden Geräuschen zusammenzubrechen.

Dann wurde es still. Nicht ganz.

Wer genau hinhörte, dem fielen sie auf: die leisen, gequälten und traurigen Stimmen.

Der Gesang der Toten...

Deutsche Erstveröffentlichung

„Ihr Paket, Madam...“

Jolanda Juffi lächelte. „Ah, das ist wunderbar, mein lieber Sean. Kommen Sie doch herein.“

Der junge Briefträger schaute sich um. Er wusste nicht so recht, was er sagen sollte. Es war noch nie vorgekommen, dass ihn diese Frau in ihr Haus gebeten hatte. Ehrlich gesagt, fürchtete er sich ein wenig davor. Er konnte nicht verstehen, dass es Menschen gab, die hier ihre Ferien verbrachten.

„Madam, ich...“

Sie ließ ihn nicht ausreden. „Stellen Sie sich nicht so an, Sean. Wir kennen uns. Sie bringen mir immer die Post. Über Jahre hinweg. Die Pakete sind stets pünktlich eingetroffen, auch dieses hier.“ Sie senkte den Kopf und nickte dem Viereck zu, das der Briefträger zwischen seinen Händen hielt. Ein Band war um das bräunliche Papier gewickelt worden. Recht locker. Nicht so fest wie es eigentlich hätte sein sollen.

Der Briefträger stand noch immer unschlüssig an der Türschwelle. Jolanda Juffi besuchte er stets als letzte Person auf seiner Tour. Danach war Feierabend. Das wollte er auch an diesem späten Nachmittag so halten, aber es war der Blick der Frau, dem er nichts entgegensetzen konnte.

Sie starnte ihn einfach nur an. Große Augen, die tief in den Höhlen lagen. Blau, dabei dunkel. Klar und trotzdem verschwommen. Als hätte sie etwas getrunken und war nun bemüht, den Blick so halten zu können wie eine nüchterne Person.

Nein, sie hatte nichts getrunken. Sie war nüchtern. Sonst hätte er ihre Fahne gerochen. Da sah sich Sean als sensibel an. Was aber nicht heißen sollte, dass sie nicht unter Stoff stand. Es gab schließlich auch andere Drogen.

„Ich habe einen guten Schluck“, lockte sie.

Sean lächelte kramphaft. „Das glaube ich Ihnen, Madam, aber ich bin im Dienst.“

„Nicht mehr, das weißt du.“ Sie duzte ihn plötzlich, was ihn verwirrte. „Außerdem wäre ich beleidigt, wenn du meine Einladung nicht annimmst. Schließlich habe ich heute Geburtstag, und den möchte ich nicht allein feiern. Es ist keiner da. Nicht einmal ein Gast. Nur du. Und du hast mir das Paket gebracht. Die guten Zeiten sind vorbei. Dabei bin ich nicht einmal so alt. Ich werde heute fünfzig Jahre. Oder findest du das alt?“

„Nein, auf keinen Fall!“ Er beeilte sich, dies zu versichern, obwohl er nur die Hälfte der Jahre zählte. Sean hätte lachen können. Die gesamte Szene kam ihm so unwirklich vor. Nicht sein Job, der war okay, aber dieser letzte Besuch, und er stand noch immer da und hielt das Paket in den Händen. Er war aus dem Leben hinauf auf eine Bühne getreten, die

von nur zwei Akteuren bevölkert wurden, wobei zudem ein absurdes Theaterstück aufgeführt wurde, denn diese Frau kam ihm wie verkleidet vor.

Sie hatte sich auf ihre Art und Weise „schön“ gemacht. Ein Kleid aus blauem Stoff, das eng um ihren nicht eben üppigen Körper lag. Der Stoff war von den schmalen Schultern herab bis zum Saum mit Glaspailletten benäht, die ebenfalls bläulich schimmerten. Sie klimmten leise gegeneinander, wenn sich die Frau bewegte, so war sie dann immer von einem rätselhaften Geräusch umgeben, wie ein Märchenwesen, das eine bestimmte Welt verlassen hatte.

Er blickte in ihr Gesicht! Abgesehen von den großen, um die Ränder herum geschminkten Augen fiel ihm die starke Schicht Schminke auf, die Jolanda aufgelegt hatte. Diese Masse verdeckte jede ihrer Falten, sie machte das Gesicht einfach nur glatt.

Das blonde Haar war auch nicht echt. Es besaß den Farbton von reifem Weizen. Jede Strähne war wohl frisiert worden. Nach oben gekämmt bildeten sie verschiedene Bögen, die sich mit den Spitzen auf dem Kopf trafen. Der breite Mund war grellrot geschminkt. Sean mochte keine Frauen, die einen so kräftigen Lippenstift trugen, aber das war nicht seine Sache.

Plötzlich tat ihm die Frau leid. Er hatte sich entschlossen, für einige Minuten das Haus zu betreten und nickte ihr zu. „Ja, Madam, ich... äh... komme dann rein.“

„Das ist nett. Ach, das ist wunderbar. Ich danke dir dafür, dass du einer alten Frau diesen Gefallen erweisen willst. Wirklich, ich bin dir sehr dankbar, Sean.“ Sie streckte die Arme aus und trat dabei zurück, um den Weg frei zu machen.

Der junge Briefträger übertrat die Schwelle. Er wollte nicht zugeben, dass ihm unwohl zumute war, und er versuchte deshalb, es zu überspielen. Sogar ein Lächeln schaffte er, und ihm fiel nach dem ersten Schritt ein, dass er die kleine Pension am Rande des Dorfes eigentlich noch nie betreten hatte. Er wusste nur aus den Erzählungen anderer, wie es dort aussah.

Es sollte dunkel sein. Kleine Fenster. Alte Möbel. Eine niedrige Decke. Balken, die schwer unter der Last trugen.

All das stimmte. Es war ein düsteres Haus, das ihn aufnahm. Und es blieb auch düster, obwohl einige Lampen ihren Schein verteilten.

Auf seinen Händen trug er noch immer das Paket wie etwas ungemein Wertvolles. Er dachte auch daran, was er getan hatte, und er hoffte, dass Jolanda es nicht merken würde. Aber die Neugierde hatte ihn einfach dazu getrieben. Er hatte es schon immer vorgehabt, um endlich zu wissen, was Jolanda Juffi da stets geschickt bekam. An diesem Tag hatte er es versucht. Ein kurzer Blick nur, nicht mehr, und er war

eigentlich enttäuscht gewesen, so gut wie gar nichts zu sehen.

Mrs. Juffi führte ihn in den Raum, in dem die wenigen Gäste sonst ihr Frühstück einnahmen. Sie ging mit ihm in die Küche. Darin standen die beiden großen Öfen, die alten Schränke, die Regale um einen viereckigen Tisch in der Mitte. Der Boden war mit Steinplatten bedeckt und leicht uneben.

„Stell es auf dem Tisch ab, Sean.“

„Gut, ja, gern.“

Der Tisch war groß. Ein altes Stück aus dickem Holz. Sehr massiv. Auf vier festen Beinen stehend. Zwei Schubladen lagen sich gegenüber, und eine Tischdecke war so gelegt, dass sie eine Raute bildete. Auch wenn Jolanda Juffi Geburtstag hatte, standen keine Blumen im Raum. Auf Sean machte er einen nüchternen Eindruck. Er wunderte sich, dass niemand zu diesem Fest erschienen war. Hatte diese Person denn keine Freunde oder Bekannte? Warum waren keine Gäste da? Einige davon hielten ihr seit Jahren die Treue, das zumindest hatte sie immer behauptet.

Der Tisch trennte sie. Sean versuchte, dem Blick der Frau auszuweichen. Er konzentrierte sich auf das kleine Fenster, dessen Scheibe kaum zu sehen war, denn die Juffi hatte die hellgrauen Vorhänge beinahe zugezogen.

Da sie nichts sagte, fühlte er sich bemüßigt, einen Kommentar abzugeben. „Schön haben Sie es hier, Madam. Wirklich, das hätte ich nicht gedacht.“

„Hör auf, das sagst du nur so.“

„Nein, nein, bestimmt nicht. Ich finde es richtig gemütlich hier. Toll, die Gäste werden sich sicherlich wohlfühlen.“ Er hatte die Worte nicht ohne Hintergedanken gesagt, weil er von ihr erfahren wollte, ob sie überhaupt Gäste beherbergte.

„Ja, Sean, das stimmt. Meine Gäste haben sich hier immer wohl gefühlt. Ich hatte viele von ihnen. Sie alle waren meine Freunde. Meine Stammgäste. Sie kamen gern, aber wie das so ist. Im Leben lässt alles nach, und heute bin ich nicht mehr so ausgebucht. Ich finde es verdammt schade, aber man kann nichts machen.“

„Im Sommer waren doch welche hier.“

„Klar. Aber jetzt habe ich einen Leerlauf. Im September haben sich wieder welche angemeldet. Darauf freue ich mich, und ich bin auch nicht vergessen, obwohl es für dich den Anschein haben mag. Nein, das bin ich nicht. Man erinnert sich immer an mich, und ich erinnere mich an sie.“ Dann lachte sie zweimal hart hintereinander auf und warf die Arme hoch. Die gläsernen Pailletten klimperten aneinander, als wollten sie auf ihre Art und Weise Beifall geben.

„Wer Geburtstag hat, der sollte auch feiern, Sean. Lass uns beide

feiern. Lass uns ein Glas trinken.“

„Aber nicht zuviel.“

Sie ging darauf nicht ein und fragte: „Möchtest du Champagner? Trinkst du ihn gern?“

Der junge Briefträger bekam einen roten Kopf. Er wollte nicht zugeben, dass er noch nie in seinem Leben dieses edle Gesöff genossen hatte. Deshalb zuckte er nur mit den Schultern, ohne eine Antwort zu geben.

„Ich habe die Flasche bereits geöffnet und kalt gestellt.“ Jolanda ging auf einen Kühlschrank zu und zog die Tür auf. Sie nahm die Flasche heraus und stellte sie auf den Tisch. Mit der Marke konnte Sean nichts anfangen. Ihm war ein Brandy lieber oder ein anständiges Bier. Aber er wollte nicht unhöflich sein und schaute zu, wie die Frau in zwei Sektgläser einschenkte, die sie aus einem Schrank genommen hatte. Die Flüssigkeit stieg hoch. Kleine Perlen zerplatzten auf der Oberfläche. Die dünnen Gläser beschlugen, so kalt war er geworden, und Jolanda reichte ihrem Besucher ein Glas.

„Bitte, mein junger Freund. Lass uns anstoßen.“

Sean, der noch immer verlegen war, dachte darüber nach, dass er etwas sagen musste. Im Kino war das immer so leicht. Da wussten die Leute, was sie zu sprechen hatten, aber das Leben war kein Film, das merkte er sehr deutlich.

Trotzdem wartete Jolanda Juffi darauf, dass er etwas sagte. Sie hatte den linken Arm angewinkelt und den rechten erhoben. In der Hand hielt sie das Glas und schaute lächelnd über den Rand hinweg. Auf Sean wirkte sie wie eine künstliche Person, die einfach in das Leben hineingestellt worden war. Er konnte sich vorstellen, dass es plötzlich einen Knall gab und er in seinem Bett aufwachte. Nein, er fühlte sich nicht wohl. Es gab etwas, das ihn störte. Es sorgte auch für den Schweiß auf seiner Stirn. Es war einfach schrecklich. Er fühlte sich belauert wie jemand, der etwas falsch gemacht hat und nicht in der Lage ist, es wieder zu richten.

„Dann... ähm... dann... ich sage mal herzlichen Glückwunsch, Mrs. Juffi. Alles Gute für die nächsten Jahre, Madam. Sie haben es wirklich verdient, meine ich.“

„Danke sehr, junger Mann.“

Nach diesen Worten kam sie auf ihn zu, obwohl er das gar nicht wollte. Doch sie wollte mit ihm anstoßen. Sie wollte das Klingen der Gläser hören.

Der helle Ton wehte durch die Küche. Zwei Münden berührten die Ränder der Gläser. Jolanda Juffi trank den edlen Saft mit großem Vergnügen, während der Briefträger damit schon seine Schwierigkeiten hatte.

Zwar war der Champagner perfekt temperiert, für einen Kenner gemacht, aber das war Sean nicht. Er schluckte ihn wie Mineralwasser und verzog dabei sogar das Gesicht, weil er ihm säuerlich vorkam. Bis zur Hälfte hatte er das Glas geleert, dann stellte er es weg. Genau zu dem Zeitpunkt, als auch Jolanda Juffi das Glas auf dem Tisch abstellte. Ihres allerdings war leer.

„Danke, das hast du gut gemacht, mein junger Freund. Lass dich umarmen.“ Sie streckte ihm schon die Arme entgegen, lachte dabei, und ihr Gesicht glich einer Larve.

Darauf war Sean nicht vorbereitet gewesen. Er begann zu frieren. Seine Haut zog sich zusammen, und der Atem drang wie ein leises Pfeifen aus seinem Mund. Ihm fielen nicht die richtigen Worte ein. Es war zudem zu spät, denn Jolanda hatte ihn bereits erreicht, und er konnte ihrer Umarmung nicht entgehen.

Die Arme kamen ihm so lang vor. Für einen Moment dachte er an einen Kraken, der zwei seiner Tentakel um ihn geschlungen hatte, und in ihrem Griff versteifte er sich.

Er spürte ihren Atem an seinem linken Ohr. „Du kleiner, dummer Junge“, sagte die Juffi, „du kleiner, dummer Junge...“

Sean wusste nicht, was sie damit gemeint hatte. Er wollte auch keine Fragen stellen und hoffte nur, dieser menschlichen Falle so schnell wie möglich entwischen zu können.

Doch sie hielt ihn fest. Er wurde gegen ihren Körper gepresst. Unter dem Druck der kleinen Pailletten spürte er die Umrisse ihrer Brüste, er hörte ihr Atmen, doch ihre Stimme nicht mehr.

Sean traute sich nicht, die Umklammerung aus eigener Kraft zu lösen. Er kam sich wie vereist vor. Sie sagte nichts mehr. Kein Wort. Selbst das Atmen hatte sie für eine Weile eingestellt.

Trotzdem hörte er etwas.

Es war ein leiser und unheimlich klingender Gesang, der von irgendwoher an seine Ohren drang. Sean wusste nicht, woher er kam. Im Zimmer hielt sich niemand außer ihnen auf. Draußen hatte er auch keine Menschen gesehen, aber die Stimmen waren da.

Er bildete sie sich nicht ein. Sie schienen aus dem Fußboden zu dringen und an ihm hoch zu wehen. Sie klangen nicht fröhlich, sondern gequält, weinerlich und auch sehr traurig.

Der schaurige Grabgesang für einen Geburtstag, dessen Gäste nicht zu sehen waren.

Sean konnte sich nicht bewegen, weil Jolanda ihn noch immer festhielt. Beide waren sie erstarrt und wirkten wie ein Grabmal, das von einem verrückten Künstler geschaffen worden war.

Das traurige Jammern hörte nicht auf. Eine Elegie aus klagenden Lauten, die sich im gesamten Haus verteilt hatte. Überdeutlich roch er

das Parfüm der Pensionswirtin. Überhaupt nahm er die Umgebung viel klarer wahr als sonst.

Sean wunderte sich selbst darüber, dass er in der Lage war, zu reden.
„Die Stimmen...“, flüsterte er.

„Ja, hörst du sie auch?“

„Wer... wer singt?“

Zuerst lachte Jolanda, dann sagte sie. „Es ist der Gesang der Masken, der Totenmasken...“

Nach dieser Antwort war der Briefträger nicht in der Lage, auch nur ein Wort zu sagen. Normalerweise hätte er über eine derartige Antwort gelacht, auch wenn er in einem Landstrich lebte, in dem die Menschen oft genug über alte Legenden sprachen und sie als Tatsachen hinnahmen. Das alles hatte er nie für wahr gehalten, wenn ihm die Leute darüber erzählt hatten. Von Toten, die nicht richtig sterben konnten. Von rätselhaften Gräbern und geheimnisvollen Wesen, die hier regierten.

Zumeist wurde in den Pubs darüber geredet. Aber da waren auf der anderen Seite die Jungen und auf der anderen die Alten. Die Jungen lachten über die Sprüche der Alten und amüsierten sich über deren Angst vor dem Unheimlichen.

Hier jedoch passte alles. Er glaubte es. Es mochte an der Atmosphäre liegen, die sich in der alten Pension ausgebreitet hatte. Sie steckte in den dicken Mauern, im Dach, in den Fenstern, im Fußboden, eigentlich überall.

Der Gesang der Totenmasken!

Sean konnte es nicht begreifen, obgleich er das Gefühl der Angst genau nachvollziehen konnte, das in ihm hochstieg. Es war mit einer kalten Klinge zu vergleichen, die sich in seinem Körper hoch wühlte, und die Luft wurde ihm knapp.

Jolanda hielt ihn noch immer fest. Sie hatte in den letzten Sekunden geschwiegen. Jetzt aber ergriff sie wieder das Wort und sprach mit flüsternder Stimme. „Wer den Gesang der Totenmasken hört, der ist verflucht und des Todes...“

Nein, es war ihm nicht möglich, darüber zu lachen. Sein Sinn für die Realität war dahin. Nicht einmal ein Lächeln schaffte er. In dieser Situation war alles anders. Da wurde das Unmögliche zur Tatsache, und daran ließ sich nichts ändern.

Sean verfluchte dieses unheimliche Gefühl, das ihn überkommen hatte. Er wusste auch, was zu tun war. Er brauchte die Frau nur zur Seite zu stoßen, und alles lief wieder seinen normalen Gang. Er konnte auf dem Absatz kehrtmachen und verschwinden...

Blei in den Beinen! Ein unheilvoller Zauber hielt ihn davon ab.

Sie sangen noch immer. Diese weichen und klagenden Stimmen.

Totenmasken. Vielleicht sogar die echten Toten, die in irgendwelchen Gräbern lagen und keine Ruhe fanden. Unheimliche Gestalten, schon halb verwest, angefressen von Würmern und Insekten und...

Sean taumelte plötzlich zurück und hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Ohne Vorwarnung war er losgelassen worden und konnte froh darüber sein, Halt am Handlauf des Ofens gefunden zu haben. Er wischte über seine Augen, wie jemand, der das Bild der Realität entfernen will. Doch bei ihm blieb es. Jolanda war ebenso eine Realität wie die beiden Gläser auf dem Tisch und wie das Paket.

Er konzentrierte sich auf das Singen. Es war nicht mehr zu hören. Doch nur eine Einbildung? Sean hätte es gern geglaubt, doch es gelang ihm nicht.

Jolanda zündete sich eine Zigarette an. Es war die letzte in der weichen Packung gewesen, die sie zusammenknüllte und in einen Abfalleimer warf. Sie blieb vor dem Tisch stehen und produzierte dichte Qualmwolken, die träge auf den Briefträger zuflossen. Er selbst rauchte nicht, und das Gesicht der Frau sah für in aus, als wäre es dabei, sich langsam aufzulösen.

Er unterdrückte das Stöhnen nicht und fragte sich, wo er hier gelandet war. Bestimmt nicht bei einer normalen Geburtstagsfeier. Hier war überhaupt nichts mehr normal. Hier stand eine Welt auf dem Kopf, wenn schon die Totenmasken jammerten.

Dabei war er der Postbote. Wie oft hatte er Jolanda Juffi besucht. Okay, sie wurde von allen, die sie kannten, schon als etwas seltsam eingestuft, weil sie so gar nicht in dieses sie umgebende dörfliche Milieu passen wollte, doch was er hier erlebte, das hätte er sich nie träumen lassen.

Sean fasste Mut und sagte: „Ich werde jetzt wieder gehen, Madam. Ich habe heute noch eine Verabredung mit Freunden. Danke für den Champagner.“

Jolanda hatte seine Worte gehört. Mit eckigen Bewegungen wischte sie die Qualmwolken zur Seite, um freie Sicht zu haben. dann drückte sie die Zigarette aus. „Gehen willst du?“

„Ja.“

Sie schüttelte den Kopf und kurz danach nickte sie. Damit kam Sean nicht zurecht. Er wartete auf eine Erklärung. Statt dessen fragte Jolanda Juffi: „Wie lange kommst du jetzt zu mir, mein junger Freund?“

Das konnte Sean genau beantworten. „Ich bin seit vier Jahren im Beruf. So lange bringe ich Ihnen die Post.“

„Das wollte ich hören. Ehrlich gesagt ich war immer sehr zufrieden mit dir.“

„Oh, danke.“

„Nur heute nicht.“

Die Antwort störte ihn, und er wusste nicht, was er darauf erwidern sollte.

„Du willst den Grund wissen, Sean?“

„Ja, wenn Sie meinen.“

„Es ist ganz einfach und auch mit wenigen Sätzen erklärt. Du hast mir in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen immer die Pakete gebracht, und ich habe mich darüber gefreut.“

„Es gehört zu meinen Aufgaben, Madam.“

„Auch das ist klar. Aber jeder Mensch ist neugierig. Das ist ihm angeboren. Hast du dich denn niemals gefragt, was sich in den Paketen befinden könnte?“

Sean wurde wütend über sich selbst, weil er ausgerechnet jetzt einen roten Kopf bekam.

„Ich habe also recht?“ erkundigte sich die Juffi lächelnd.

„Ja, das ist richtig.“

„Neugierde kann oft schlimm sein. Sie kann brennen, und sie kann einen Menschen ausbrennen. Ich an deiner Stelle wäre es auch gewesen, das will ich dir sagen, aber du hast immer widerstanden, die Pakete heimlich zu öffnen, um nachzuschauen. Ist das so?“

„Ja.“ Sein Kopf war weiterhin rot, und er ärgerte sich noch mehr darüber.

„Bis auf heute, nicht wahr?“

Er senkte den Blick. Er hatte geahnt, was kommen würde. Er hatte es gespürt. Er wusste darüber Bescheid, wie hinterlistig sie war. Er hatte genau gesehen, mit welch einem Blick sie das Paket gestreift hatte, und er musste ihr leider recht geben. Er hatte tatsächlich versucht, einen Blick hineinzuwerfen und war enttäuscht gewesen, weil er den Inhalt nicht genau erkannt hatte.

Er hatte dann versucht, das Paket wieder so zu verschnüren wie es gewesen war. Nur war ihm das nicht gelungen. Das Band saß einfach zu locker, und das Packpapier war auch an einigen Stellen noch leicht eingerissen.

Jolanda legte die rechte Hand auf das Paket. Sie stand jetzt da wie eine Richterin. „Du hast es also geöffnet, Sean?“

„Ja, das habe ich!“ Er gab es zähnekirschend zu, weil er wusste, dass es keinen Sinn hatte, sie anzulügen. Diese Person fühlte sich dann an der Nase herumgeführt. Sie wusste einfach mehr, denn sie besaß den verdammt sichereren Blick.

„Das ist schade“, sagte sie leise.

„Bitte, Madam, ich habe es versucht. Aber ich habe nichts richtig gesehen. Ich weiß wirklich nicht, was man Ihnen geschickt hat.“

„Trotzdem ist es schade.“

„Wieso denn?“

„Um dich, mein Freund.“ Sie nahm die Hand wieder weg. „Es gibt ein Briefgeheimnis, und einen Verstoß dagegen kann ich nicht akzeptieren.“

„Aber ich habe es nicht geöffnet.“ Er war durcheinander. „Ja, ich habe es versucht, nur nicht sehen können...“

„Du hast dich immer gefragt, was diese Alte wohl bestellt, dass sie so oft beliefert wird.“

„Nein... ja...“

„Ich glaube dir nicht.“

Sean Angst war einer gewissen Verzweiflung gewichen. Diese Frau konnte ihm beruflich ein Bein stellen. Wenn sie seinen Vorgesetzten meldete, was er getan hatte, dann war er seinen Job los, und so fragte er sie direkt: „Wollen Sie mich anschwärzen?“

„Nein, das werde ich nicht tun!“ lautete die spontane Antwort.

Sean atmete auf. Lange konnte er sich jedoch nicht über diese Antwort freuen, denn Jolanda sagte mit emotionsloser Stimme: „Ich werde dich dafür bestrafen müssen.“

Der Briefträger war durcheinander. Er wollte es nicht glauben und ging einen Schritt zurück. Als er sprach, stotterte er. „Was... wie... warum? Ich habe doch nichts getan. Das... das... ist nicht schlimm gewesen. Wie können Sie nur so etwas sagen?“

Jolanda Juffi zeigte ein kaltes Lächeln. „Du hast leider mein Vertrauen missbraucht. Ich bin nicht irgendwer, glaube das nicht. Ich weiß nicht, was du gesehen hast, aber ich möchte nicht, dass man über mich redet. Ich weiß selbst, dass über mich gesprochen wird, aber bestimmte Dinge dürfen nicht passieren. Man will nicht, dass etwas ans Tageslicht kommt.“

„Wer will das nicht?“ flüsterte der Briefträger.

„Hast du nicht das Klagen gehört?“

Diese einfache Frage verursachte bei Sean ein kaltes beklemmendes Gefühl. Die Frau brauchte nicht näher auf gewisse Dinge einzugehen, er wusste sehr deutlich Bescheid. Ungern erinnerte er sich an die klagenden Stimmen. An all das Jammern, das von irgendwoher an seine Ohren gedrungen war. Noch im Nachhinein bekam er eine Gänsehaut. Er war nicht in der Lage, gewisse Dinge zu begreifen.

Die Angst kehrte zurück. Dieses verdammte Haus war ihm unheimlich. Hier braute sich einiges zusammen. Hier wurden Vorgänge von Kräften unterstützt, über die er sich nie zuvor Gedanken gemacht hatte. Und eine Zentrale war Jolanda Juffi, die Person, die eine kleine Pension am Rande des Ortes betrieb und von einigen Menschen gemieden wurde, weil sie ihnen nicht geheuer war.

Sean hatte nie über sie nachgedacht. Er hatte sie immer hingenommen, aber, das musste er auch zugeben, er hatte in all den Jahren immer ein ungutes Gefühl gehabt, wenn er ihr Haus erreicht hatte, das er an diesem

Tag zum erstenmal richtig betreten hatte.

In unregelmäßigen Abständen waren die Pakete eingetroffen. Natürlich hatte er sich seine Gedanken darüber gemacht, was sie wohl beinhalteten. Da waren ihm viele Möglichkeiten durch den Kopf geschossen, und auch jetzt wusste er die Wahrheit nicht. Ihm war nur klargeworden, dass dieses Paket einen Inhalt enthielt, der auf keinen Fall für seine Augen bestimmt war.

Beide schauten sich an. Jolanda Juffi hatte ihr Lächeln beibehalten. Sie stand neben dem Tisch und wirkte gespannt und entspannt zugleich. Sie wusste mehr, das stand fest. Sie war diejenige, die alles leitete, und er musste tun, was sie verlangte.

Sean begriff sich selbst nicht. Dabei war er nicht eben ängstlich. Er hätte sie locker niederschlagen und aus dem Haus gehen können. Aber auch einfach so kehrtmachen und verschwinden. Da hätte er sich von keinem aufhalten lassen.

Er tat es trotzdem nicht. Warum bleibe ich hier stehen? schrie es in seinem Kopf. Warum verschwinde ich nicht einfach? Es hält mich nichts mehr. Die Alte kann mich kreuzweise...

Aber die hatte Macht. Äußerlich gab es keine Veränderung. Es floss nur ein anderer Strom. Es war etwas erweckt worden, was auch mit den klagenden Stimmen zu tun hatte, die jetzt wieder hörbar wurden.

So weinerlich, so leise, und auch so drohend. Stimmen, die irgendwo in der Tiefe des Hauses oder des Kellers ihren Ursprung hatten. Menschen, Tiere oder beides?

Er konnte es nicht sagen und lauschte. In den klagenden Gesang hinein hörte er Jolanda sprechen. „Nun, was ist? Glaubst du mir jetzt? Sie wollen nicht, dass du gehst. Sie wünschen, dass du bei mir bleibst. Und ich muss ihnen gehorchen, mein Lieber. Du wirst bleiben.“ Sie lächelte wieder breit. „Und zwar für immer.“ Nach diesen Worten legte sie die linke Hand auf das Paket. „Und sicherlich möchtest du wissen, was sich darin befindet, oder?“

„Nein!“

„Lüg nicht!“

„Ich will es nicht mehr!“

„Ach, du willst es nicht?“ Jolanda gab sich erstaunt. „Das überrascht mich wirklich. Doch nun ist alles anders, denn ich will es. Ja, ich will, dass du hineinschaust. Du sollst sehen, was darin ist. Du musst es sogar. Alles andere würde dich nur belasten. Ich werde dir den Inhalt zeigen, damit du endlich zur Ruhe kommst. Erst dann kannst du wieder durchatmen.“

Sean wusste nicht, was er dazu sagen sollte. Es war alles so anders und fremd. Er fand sich in der Wirklichkeit nicht mehr zurecht, die sich für ihn verschoben hatte. Diese kleine Pension war Teil eines

Märchenreiche geworden, in das man ihn hineingezogen hatte. Er dachte wieder an die Geschichten und Sagen, die man sich erzählte. Auch als die Frau die Tischlade, aufzog, da bewegte er sich nicht.

Jolanda Juffi holte eine Schere hervor. Sie war recht groß und auch sehr stabil. Mit der Schere in der Hand wirkte sie noch gefährlicher. Obwohl sie das Instrument nicht auf ihn gerichtet hielt, fühlte er sich bedroht.

„Schau genau hin, Sean, dann wirst du alles sehen. Du bist der erste, dem ich es zeige.“

Auch das wollte Sean nicht. Nur wagte er nicht, ihr etwas entgegenzuhalten. Er schaute nur zu, wie die Frau das Band zerschnitt. Zweimal tat sie es.

„So weit bist du noch nicht gewesen, wie?“

„Nein, ich wollte auch nur...“

„Das ist jetzt nicht mehr wichtig, Sean. Ich habe mich längst damit abgefunden und werde dir nun einen Gefallen tun. Du sollst es wirklich alles sehen...“

Er konnte nichts sagen. Außerdem dachte er auch nicht mehr an sich persönlich, sondern nur an die verfluchte Schere, mit der Jolanda jetzt das Packpapier zerschnitt. Dabei entstanden die für ihn hässlichen Geräusche, aber sie waren nicht so laut, dass sie die anderen übertönt hätten.

Die Stimmen blieben...

Sie sangen wieder. Tief verborgen in den Geheimnissen dieses Hauses ließen sie ihr Klagen hören, und Sean fühlte sich von ihnen malträtiert und sogar auf eine gewisse Art und Weise gefoltert.

Unter dem Packpapier war der Karton zum Vorschein gekommen. Hellgrau und unscheinbar. Mit einem Deckel, der an den Seiten mit durchsichtigen Streifen festgeklebt war.

Jolanda löste gelassen die Streifen. Die Schere hatte sie neben das Paket gelegt. Mit der linken Hand winkte sie den Briefträger näher zu sich heran.

Sean wollte nicht zu ihr gehen. Letztendlich blieb ihm nichts anderes übrig. Er musste nach vorn, es war wie ein Zwang, denn Jolanda besaß die Macht.

Dicht neben der linken Tischseite blieb er stehen. Jolanda sah er schräg gegenüber. Es war auf einmal still geworden. Auch das Singen war verklungen.

Jolanda legte beide Hände auf den Deckel. „Schau her!“ flüsterte sie und hob mit einem Ruck den Deckel in die Höhe.

Sean sah hin und erschrak. Vor ihm lag ein Kopf!

Er wusste nicht, was er in diesen Augenblicken denken sollte. Sean war völlig starr geworden. Er fühlte sich wie vereist.

Obwohl er starr auf dem Fleck stand, waren seine Knie weich geworden. Ein heftiges Zittern durchrann sie, und er merkte auch, wie er schwankte.

Der Kopf eines Fremden!

Kein Blut, einfach nichts. Und trotzdem war es ein Kopf. Sogar mit Augen, mit einer Nase, mit einem Mund, wobei ihm jetzt auffiel, dass die Augen nicht gefüllt waren, sondern er in sie hineinschauen konnte. Sie waren einfach nur leer.

Er hörte Jolanda kichern. Und genau dieses Geräusch war so schrecklich für ihn. Es drängte sich in sein Bewusstsein hinein und erinnerte ihn an eine böse Peitsche, die ihn stets mit gewissen Schlägen intervallweise erwischte.

Wie oft hatte er der Person diese Pakete gebracht. Sean hatte es nicht gezählt, doch es waren schon einige Male gewesen. In jedem Paket musste ein Kopf gelegen haben. So wie in diesem.

Er schüttelte sich. Jetzt wurde ihm kalt und heiß zugleich, als ihm endlich die gesamte Tragweite vor Augen geführt worden war. Nur mit Mühe konnte er sich halten und musste sich dabei an der Tischkante abstützen.

Jolanda hatte seit dem Öffnen des Pakets geschwiegen und Sean sich selbst überlassen. Die Zeit war für sie um, und sie fragte mit leiser Stimme: „Nun, mein Freund, was sagst du?“

„Das ist ein Kopf!“ Sean wunderte sich, überhaupt reden zu können, und das folgende Lachen irritierte ihn.

„Nein, du irrst dich. Es ist kein Kopf es sieht nur so aus wie ein Kopf. Tatsächlich ist es etwas anderes. Es ist eine Maske, mein Kleiner. Eine Totenmaske, kein Kopf, auch wenn es im ersten Augenblick so aussieht. Du hast mir eine Maske gebracht, das ist alles. Noch Fragen, Sean?“

Ja, die hatte er. Nur war er nicht in der Lage, sie zu stellen, weil bei ihm alles durcheinander ging. Er fühlte sich, als hätte er unsichtbare Schläge gegen sein Gesicht erhalten, und auch im Magen war er getroffen worden. Dieses Bild konnte er nicht vergessen, aber die Frau hatte recht.

Jetzt, wo er sich wieder einigermaßen gefangen hatte und sich erneut auf den Inhalt konzentrierte, sah er, dass sie recht hatte. Eine aus Ton oder Gips hergestellte Totenmaske, die mit einer hautähnlichen Farbe bestrichen worden war, so dass sie im ersten Moment wirkte wie ein auf dem Rücken liegender Kopf.

„Du kannst sie anfassen, wenn du willst...“

„Nein.“

„Willst du erfahren, wem die Maske gehört?“

„Nein, auch nicht.“

„Ich sammle sie.“

„Das weiß ich“, flüsterte er.

Jolanda fuhr fort. „Niemand darf wissen, dass ich die Totenmasken sammle. Niemand soll sie sehen, niemand soll sie hören. Kannst du das verstehen?“

Der Briefträger konnte es nicht, und er schaute sie verständnislos an.

„Es ist einzig und allein meine Sache“, erklärte sie. „Ich kann keine Zeugen gebrauchen, da ich direkt vor dem Ziel stehe. Es ist schade für dich, dass du deine Neugierde nicht hast bezähmen können. Du würdest auch zuviel reden, und das muss ich einfach verhindern. Fängst du an, mich zu verstehen?“ Sie umklammerte mit der rechten Hand die schwere Schere.

„Nein, das begreife ich nicht.“

„Aber es stimmt, mein Freund.“

Er schüttelte den Kopf. Es war wirklich der reine Wahnsinn, was er hier erlebte und er suchte nach einem Ausweg.

Jolanda Juffi hatte die Schere bereits angehoben. „Es tut mir Leid für dich...“

Nach diesen Worten stieß sie dem überraschten Briefträger die Schere in den Leib...

Es war voll wie immer. Es wurde vor Taschendieben gewarnt. Es drängten sich die Menschen auf freiem Raum. Jetzt noch mehr als in früheren Zeiten, denn der Stadtteil Londons mit dem Namen Notting Hill hatte durch einen Film Furore gemacht und Touristen aus aller Welt angelockt, die sich hier umschauen wollten.

Auch Jane Collins war unterwegs. Hier drängten sich die Flohmärkte zu einem einzigen großen zusammen. Portobello's lag in der Nähe. Eine multikulturelle Gemeinschaft aus Menschen lebte hier seit Jahren zusammen, doch die Zukunft sah für die Bewohner von Notting Hill nicht gut aus, weil durch das Bekannt werden die Preise für Häuser und Wohnungen regelrecht explodiert waren. Viele wollten dort hin ziehen, wo sich Julia Roberts im Film herumgetrieben hatte.

Deshalb war Jane Collins nicht gekommen. Sie suchte einen Mann, der sich Alan Montego nannte und sie auf die Spur seines Vaters bringen sollte, den Jane ausfindig machen wollte. Ein Klient hatte ihr diesen Auftrag erteilt.

Sie war nicht mit dem Wagen, sondern mit der U-Bahn gefahren. Ruhe gab es in diesem Bereich nie. Schon zur Mittagszeit waren die Stände der Händler belagert. Sie freuten sich über den neuen Boom an Touristen, denn so etwas konnte sich für ihr Geschäft nur positiv auswirken.

Auch Alan Montego verkauft hier seine Ware. Jane kannte ihn nicht persönlich. Sie hatte nur ein Foto von ihm bekommen und musste ihn

anhand des Bildes finden, was nicht so einfach war, denn viele Trödel-Verkäufer glichen sich irgendwie. Sie schienen alle einer bestimmten Art von Kaufleuten anzugehören. Das lockere Outfit, die Frisuren, die Bärte bei den Männern und das Gehabe der Verkäuferinnen, bei denen manche so aussahen, als wären sie in den Siebziger stehen geblieben, denen sie noch nachtrauerten.

Jane sollte einen gewissen Conrad Montego finden, der spurlos verschwunden war.

Wie es Janes Art war, hatte sie sich reingehängt und war auf Alan Montego gestoßen, Sohn des Conrad. Er gehörte zu den Verkäufern auf dem Flohmarkt in Notting Hill, und Jane würde mit ihm schon die entsprechenden Worte reden.

Sie wunderte sich nur darüber, wie leicht er zu finden gewesen war. Das hätte ihr Auftraggeber auch geschafft, der allerdings wollte im Hintergrund bleiben.

Jane ging nicht, sie schob sich mehr vor. Später würde das Gewimmel der Besucher noch dichter werden. Da strömten dann die Fremden herbei und überschwemmten auch noch die letzten freien Plätze. Es war ein sonniger, aber nicht zu warmer Tag, denn der Nordwind brachte eine herrliche Kühle, die über die Gesichter der Besucher hinwegstrich. Jane bewegte sich langsam durch das Wirrwarr der Stimmen. Es dauerte nur Minuten, da war sie von der Atmosphäre gefangen. Da traten die Häuser und Bäume in den Hintergrund. Es gab für sie nur diese eine und kleine Welt der Stände und Stimmen.

Das Angebot war sagenhaft. Mit den Augen kaum zu erfassen. Da musste man schon vor jedem Stand stehen bleiben und die Waren begutachten.

Was Alan Montego verkaufte, wusste sie nicht. Er sollte jedoch einen der größten Stände besitzen, und genau danach suchte sie. Es konnte auch sein, dass er an diesem Montag gar nicht da war, und deshalb wollte sie fragen.

An einem Stand, der durch eine helle Plane geschützt war, sah sie eine junge Frau, die sich auf einen Schemel setzte und eine Zigarette anzündete. Die Verkäuferin war von leeren Bilderrahmen umgeben. Sie trug einen grünen Poncho, rauchte und trank. Hin und wieder blies sie in die Tasse hinein und wirkte wie in sich selbst versunken. Der Trubel um sie herum interessierte sie nicht. Am Stand bediente eine männliche Person.

Jane stellte ihre beiden Füße in zwei leere Rahmen hinein. Sie musste die Frau zweimal ansprechen, bevor diese den Kopf anhob und dabei Asche wegschnippte.

„Ich mache Pause.“

„Das sehe ich.“

„Gut. Wende dich an meinen Typ.“

„Ich habe nur eine Frage.“

Die Verkäuferin, deren Haar einen grauen Schimmer zeigte, schüttelte den Kopf. „Auch das noch. Ich beantworte keine Fragen, hast du verstanden?“

„Nur eine.“

Sie trank den Becher leer und trat die Glut der Zigarette aus. „Also gut. Aber ich sage dir gleich, dass ich nicht weiß, wo Julia Roberts und Hugh Grant hier herumgemacht haben.“

„Darum geht es auch nicht.“

„Worum denn?“

„Ich suche einen Mann.“

„Ich nicht mehr. Es lohnt sich auch nicht. Lass es bleiben.“

Beide lachten. Dann wurde Jane konkreter. „Es geht um einen Kollegen von Ihnen.“

„Ach, da gibt es viele.“

„Ich weiß. Er heißt Alan Montego.“

„Ha.“ Der Mund schnappte auf. „Alan meinst du? Lass ihn laufen, er taugt nichts. Oder wirf dich nicht erst an ihn heran.“

„Wieso?“

Die Trödel-Tante blieb sitzen. Sie zündete sich eine neue Selbstgedrehte an und sagte dann: „Hier ist jeder seltsam, der sich bei Wind und Wetter hinstellt, um zu verkaufen. Davon musst du einfach ausgehen. Aber Montego gehört zu den komischsten Typen, die hier herumlaufen. Ich sage dir das ehrlich.“

„Na ja, ich will ihn ja nicht heiraten.“

„Davon hätte ich dir auch abgeraten. Alan ist ein Eigenbrötler. Zudem verkauft er Klamotten, die mir nicht gerade gefallen, aber das ist Geschmackssache.“

„Was verkauft er denn?“

„Masken.“

„Interessant.“

Die Verkäuferin lachte. „Findest du? Ich weniger. Manche machen mir Angst. Das sind Totenmasken, wie man sich erzählt. Oft sehen sie schrecklich aus. Du hast dann das Gefühl, von einem Toten mit leeren Augenhöhlen angestarrt zu werden. Ich würde mir keine dieser Masken kaufen, darauf kannst du dich verlassen.“

„Ich möchte nur mit ihm sprechen.“

„Wenn er das zulässt.“

„Redet er nicht gern?“

Die Trödel-Frau schaute Jane von oben bis unten an. „Im Prinzip nicht, doch bei dir macht er vielleicht eine Ausnahme. Du könntest sein Typ sein. Vom Aussehen her und auch von der Kleidung. Jeans,

Sweatshirt, Weste, ist alles recht locker. Du kannst dein Glück ja mal bei ihm versuchen.“

„Danke. Wo finde ich ihn?“

Sie deutete nach rechts. „Geh vier Stände weiter. Dann wirst du es schon sehen.“

„Wunderbar. Schade, dass ich im Moment keinen Bilderrahmen brauche.“

Sie winkte ab. „Erinnere dich an mich, wenn du mal einen kaufen willst. Die sind alle echt und alt.“

Jane lächelte. „Das glaube ich dir aufs Wort. Mach's gut.“

„Du auch.“

Innerhalb des Besucherstroms schob sich Jane Collins weiter. Sie hatte sich mittlerweile an die Geräusch und Geruchskulisse gewöhnt, aber es war noch immer schwer, einen Blick auf die Stände zu werfen, weil Trauben von Menschen davor hingen und jeder sehen wollte, was angeboten wurde.

Sie befand sich in einer Reihe, in der die großen Stände aufgebaut worden waren. Für die meisten hatte sie keinen Blick. Jane interessierte sich einzig und allein für den Stand, an dem sie Alan Montego finden konnte.

Er und sein Stand waren nicht zu übersehen.

Montego hatte ihn nicht viereckig, sondern rund aufgebaut. Inmitten des Kreises hielt sich der Verkäufer auf. Umgeben von Masken, die vom Zeltdach herabgingen und auch auf Tischen lagen. Manche hatte er abgestützt, so dass der Blick der Zuschauer von ihnen wie magisch angezogen wurde.

Sie schauten hin, aber sie blickten auch weg. Jane kam es vor, als wollten einige einen Bogen um den Stand schlagen, nachdem sie gesehen hatten, was dort verkauft wurde.

Montego quittierte dies mit gleichgültigem Gesichtsausdruck. Er schien so etwas gewohnt zu sein. Er stand da wie ein kleiner Berg. Sehr massig, sehr struppig auf dem Kopf. Die Haare konnten auch durch das lederne Stirnband nicht gebändigt werden. Und sie setzten sich in der unteren Gesichtshälfte fort, wo sie einen dichten braungrauen Bart bildeten, der wie ein Gestrüpp wirkte. Das Alter des Mannes war schwer zu schätzen, und in seinem Gesicht schienen nur die glitzernden Augen über der leicht gebogenen Nase zu leben.

Montego trug einen langen braunen Ledermantel, dessen Saum über seine Waden hinweg reicht. Die Enden der Hosenbeine steckten in schwarzen Schaftstiefeln, und seine Hände hatte er in den Taschen vergraben.

Er schaute sich die Leute an. Er lächelte abfällig. Er amüsierte sich über die Besucher, die zuerst einen Blick auf seine Masken warfen und

sich dann erschreckt gaben, was sie auch durch ihre Körperhaltung ausdrückten.

Ein Kommentar war von ihm nicht zu hören. Einem wie Montego schien es gleichgültig zu sein, ob ihm jemand etwas abkaufte oder nicht.

Jane, die sich an den Stand heranschob, hörte die Worte eines Kindes, das an der Hand seiner Mutter ging. „Ich habe Angst vor den Dingern, Mum. Sie sehen alle so böse aus.“

Die Frau zog ihr Kind zur Seite. „Du brauchst keine Angst zu haben. Wir kaufen sie schon nicht.“

„Das ist gut.“

Jane brauchte noch drei Schritte, dann hatte sie den kreisrunden Stand erreicht. Davor blieb sie stehen und tat sehr interessiert. Sie senkte den Kopf, ließ die Blicke aber auch kreisen, um sich all die Gegenstände anzuschauen, die hier ausgestellt waren.

Masken, nur Masken...

Schreckliche, schöne. Hochmütige, naive. Masken aus Venedig, die zum Karneval getragen wurden und manchmal so kalt und abstoßend wirkten, auch wenn sie bunt waren.

Die andere Seite zeigte Holzmasken aus Afrika, deren leeren Augenhöhlen auf die Besucher gerichtet waren, weil sie an kleinen Ketten nach unten hingen.

Viele, die sie anschauten, hatten für etwa einen Moment den Eindruck, in etwas Lebendiges zu sehen, das nur darauf wartete, angreifen zu können.

Jane ließ sich nicht davon beeindrucken, obwohl sie zugeben musste, dass diese Ansammlung von Masken schon außergewöhnlich war. Sie konnte sich vorstellen, dass sie sogar echt und nicht durch den Verkäufer nachgemacht worden waren.

Von manchen strömte tatsächlich etwas Bedrohliches aus, das musste selbst Jane zugeben. Aber es gab auch andere Masken. Aus Ton hergestellt oder aus Gips. Totenmasken, ohne Regungen, ohne dass versucht worden wäre, ihnen Gefühle zu geben.

Jane hielt sich relativ lange am Stand auf, und Montego war aufmerksam geworden. Er schob sich heran und schaute, da er größer war als Jane, auf sie nieder. „Jede Maske ist etwas Besonderes, und jede ist auf ihre Art und Weise einmalig“, erklärte er.

„Das glaube ich Ihnen, Mr. Montego...“ Jane hatte ihn bei dieser Antwort nicht aus den Augen gelassen, und ihr war auch sein leichtes Zusammenzucken nicht entgangen.

„He“, flüsterte er. „Kennen wir uns?“

„Noch nicht.“

„Aber Sie wissen meinen Namen. Wie kommt das?“

„Ich habe Sie gesucht, und manchmal versteckt sich hinter den

Masken auch etwas anderes.“

„Sehr gut gesprochen“, sagte er. „Was könnte sich denn hinter meinen Masken verstecken?“

„Die Wahrheit, Mr. Montego. Genau die will ich herausfinden...“

Jolanda Juffi hatte noch einmal zugestoßen, da sie auf Nummer Sicher gehen wollte. Jetzt war Sean tot! Er lag auf dem Boden, und sie dachte noch über die letzte Minute nach.

Der Briefträger hatte sich nicht einmal wehren können. Er war so überrascht gewesen. Nur sein Blick hatte sich verändert, und er hatte die Frau erstaunt angeschaut. Wie jemand, der nicht fassen konnte, was mit ihm passiert war.

Er hatte noch auf den Beinen gestanden, als ihn der zweite Stoß mit der Schere getroffen hatte. Diesmal ins Herz.

Und jetzt lag er vor Jolandas Füßen. Aus beiden Wunden war das Blut gequollen und hatte sich in der Kleidung festgesaugt. Es war ein schlimmes Bild für einen normalen Menschen, doch die Juffi war nicht mehr mit normalen Maßstäben zu messen. Sie starre den Toten an, wobei ihr Mund zuckte und hin und wieder ein leicht schrilles Kichern zu hören war.

Sie hatte es getan. Sie hatte es tun müssen. Sean war eine Gefahr für sie und ihre Pläne gewesen. Er hätte nie und nimmer den Mund gehalten und im Ort alles herumposaunt. Das hatte sie auf keinen Fall akzeptieren können, und genau deshalb war diese Tat so ungemein wichtig gewesen.

Natürlich würde man ihn vermissen. Natürlich kannte man seine Tour, aber von ihr würde niemand etwas erfahren. Wenn man sie fragte, dann war er bei ihr gewesen und wieder gefahren.

Um das glaubhaft zu machen, musste sie das Fahrrad verschwinden lassen.

Sie ließ den Toten liegen und ging aus dem Raum. Es war still im Haus. Kein Singen und Klagen mehr. Die Stille war dicht wie ein Vorhang, und nur die eigenen Tritte hörte sie. Nahe beim Eingang hing ein Spiegel, vor dem die Juffi, so wurde sie im Ort genannt, stehen blieb. Sie betrachtete sich und war mit ihrem Anblick zufrieden, auch wenn Neutrale es anders gesehen hätten.

Das Mordgespenst wäre ein besserer Ausdruck gewesen. Sie war eine künstliche Figur. Sie trug ein Kleid, das für diese Umgebung völlig fremd und überzogen war. Sie schaute auf ihr Gesicht, in dem sich die Anstrengungen abzeichneten. Sie sah die tiefen, breiten Falten in der Haut, und sie sah ihren geschminkten Mund so rot wie eine offene Wunde. Die großen Augen, durch die dunkle Ummalung noch größer wirkend, und sie sah die starren Pupillen, in denen sich kein Gefühl abzeichnete. Ein böser und kalter Ausdruck und trotzdem ein leicht

flackernder Blick. Sie war eigentlich Mörderin und Opfer zugleich, das wusste sie genau, aber sie würde den Weg nie verlassen. Lange genug hatte sie dazu gebraucht, und sie würde ihr Geheimnis bewahren.

Jolanda ging zur Tür. Sie zögerte eine Weile, bevor sie die Tür aufzog.

Es war ihr Glück, dass die kleine Pension am Rande es Ortes lag. Hinzu kam, dass sie von zwei Hügeln geschützt wurde und ihren Standort praktisch in einem kleinen Tal gefunden hatte.

Es führte keine Straße her, sondern nur ein Weg, der mit Schotter bedeckt war. Ihre Gäste fanden ihn stets, und das schon seit mehreren Jahren.

Es war still draußen. Der anbrechende Abend hatte die Umgebung ruhig gemacht. Sie hörte kein Auto und vernahm auch keine Stimme. Die Dächer der anderen Häuser zeichneten sich scharf in der klaren Luft ab, und am Himmel schwebte so gut wie keine Wolke. Der Wind hatte ihn blank gemacht.

Es wollte auch niemand zu ihr. Besuch bekam sie sowieso nicht oft. Am meisten noch vom Lebensmittel und Getränkehändler, der den Nachschub brachte. Aber auch er sah zu, dass er so schnell wie möglich wieder verschwand.

Das Rad hatte der Briefträger gegen die Hauswand gelehnt. Es stand noch unter der vorreichenden Dachkante, als sollte es vor Regenschauern geschützt werden.

Vom Meer her wehte der Wind, und er war kühl geworden, so dass auch Jolanda fröstelte. Das Rad musste verschwinden. Sie wollte es auch nicht im Haus haben, und sie wusste schon, wo sie den Gegenstand verstecken konnte.

Es gab in der Nähe einen kleinen Teich. Er lag recht versteckt und war von sumpfigem Boden umgeben. Nicht viele Menschen besuchten diese Gegend. So konnte sie relativ sicher sein, dass dieses Rad nicht so schnell gefunden wurde.

Die Tasche des Briefträgers war leer. Ihr hatte Sean die letzte Post gebracht.

Sie stieg auf und fuhr los. Es war nicht einfach, sich auf dem weichen Boden zu bewegen. Im Gegensatz zu Sean war sie keine geübte Fahrerin, aber sie kam trotzdem gut voran, nachdem sie eine kleine Steigung überwunden hatte.

Jolanda war allein mit sich und der Natur. Zweige streiften sie an den Schultern oder kratzten über ihre Beine hinweg. Fast unsichtbare Spinnweben hingen in der Luft. Sie glitten hauchzart über ihre Gesichtshaut hinweg, blieben manchmal an den Lippen kleben, so dass die Frau spucken musste.

Die Sonne hatte sich als roter Ball in den Westen verzogen. Über dem Meer stand sie wie das Auge eines einäugigen Riesen, der durch diesen

Blick den Tag verabschieden wollte. Bald würde der Ball im Wasser verlöschen.

Der lichte Wald verdichtete sich nicht, aber die Gräser und Farne veränderten sich. Durch den feuchten Boden hatten sie mehr Wachstumskraft erhalten und standen an manchen Stellen wie sich leicht bewegende Peitschenschnüre.

Es war nicht mehr weit bis zum Ziel. Ein Dorado für Insekten aller Art, die Jolandas Gesicht umtanzten und von ihrem Schweiß angezogen wurden, der auf der Haut klebte. Es war für sie ziemlich anstrengend gewesen, den Weg zu fahren. Als die Räder zu tief einsanken, stoppte sie und stieg ab.

Den Rest des Weges schob sie das Rad. Es war noch nicht dämmrig geworden, doch das normale Licht begann sich in dieser Gegend zu verändern. Es gab mehr Schatten, und Zwielicht lag über dem kleinen Tümpel, dessen Oberfläche in einem tiefen Grün schimmerte, das mit braunen Schlieren durchzogen war. Jolanda wusste nicht, wer alles seinen Abfall in diesem kleinen Teich versenkt hatte, sie wusste allerdings, dass Seans Rad schwer genug war, um für immer zu versinken.

An ihren Füßen klebte die Nässe, als sie die letzten Meter zurücklegte. In den Trittstellen sammelte sich brackiges Wasser. So ganz nah kam Jolanda nicht an den Tümpel heran. Die Distanz zum Ufer reichte ihr auch aus.

Das Rad war nicht leicht. Das merkte die Mörderin, als sie es anhob. Sie holte aus und schleuderte es dann auf den Tümpel zu. Es klatschte hinein, und die Oberfläche geriet in Bewegung. Wasserlinsen, Blätter und sogar einige Seerosen wurden zerstört. Wellen schwäpften auf und rollten klatschend an das Ufer.

Es gab hier auch Frösche und kleine Fische. Das garstige Quaken hörte Jolanda ebenso wie das schrille Pfeifen der Vögel, die sie aus ihrer Ruhe gerissen hatte.

Das Rad sank nach unten. Die Lenkstange hatte sich beim Wurf etwas gedreht. Sie schaute als letzte hervor, ehe eine weitere Welle heranschwäppte und auch diesen Rest überspülte, bevor ihn sich die Tiefe holte.

Jolanda Juffi war zufrieden. Im Haus hatte sie sich noch weniger gut gefühlt. Nun aber konnte sie tief durchatmen, denn sie wusste, dass das Rad nicht mehr auftauchen würde.

Jetzt war der Briefträger wichtig. Auch seine Leiche musste verschwinden, und das noch in der kommenden Nacht. Sie hatte noch keinen Plan, wie es laufen sollte, und sie wusste auch nicht, ob sie den Toten ebenfalls im Teich versenken sollte.

Vielleicht fiel ihr noch etwas Besseres ein. Außerdem gab es noch

gewisse Regeln zu beachten, und danach musste auch Jolanda Juffi sich richten.

Es war ihr auf dem Hinweg keiner begegnet, und auch auf dem Rückweg kam ihr niemand entgegen. Sie konnte jeden Schritt beruhigt setzen, lächelte vor sich hin und dachte an die neue Totenmaske, die sich wunderbar in ihre Sammlung einfügen würde. Noch in der nächsten Stunde würde sie dafür sorgen.

Es musste alles bereit und fertig sein, bevor die ersten Gäste bei ihr eintrafen, um einen wunderschönen Herbst zu erleben. Es waren nie viele. Mehr als vier Zimmer vermietete sie nicht, doch wer zu ihr kam, der wusste genau, was er bei ihr hatte. Wenn jemand Ruhe und auch persönliche Betreuung suchte, dann war er bei ihr genau richtig.

Im Haus war es dämmrig geworden. Sie hatte auch kein Licht eingeschaltet und ließ es auch bleiben, als sie einen Fuß über die Schwelle gesetzt hatte. Jolanda kam in ihrem eigenen Haus auch im Dunkeln zurecht, und sie hatte nie Angst davor gehabt, es zu betreten.

An diesem frühen Abend war das anders. Plötzlich spürte sie ein gewisses Unbehagen, das sie sich nicht erklären konnte. Es musste mit ihrer letzten Tat zu tun haben, aber es war alles okay gewesen. Sie hatte sich zweimal überzeugt, der Briefträger lebte nicht mehr. Also konnte er ihr auch nicht gefährlich werden.

Leise schloss sie die Tür. Ein kalter Hauch streifte ihren Körper, obwohl äußerlich kein Grund vorhanden war. Es ging einzig und allein um ihr Gefühl.

Jetzt machte sie Licht. Der Bereich der winzigen Rezeption erhellt sich. Die Tür zum Speisezimmer war geschlossen. Auf der Treppe sah sie ebenfalls keinen Fremden stehen.

Der Weg führte sie in die Küche, denn dort hatte alles begonnen, und dort war es auch beendet worden. Da lag der tote Briefträger, der nun nichts mehr verraten konnte.

Auf Zehenspitzen bewegte sie sich auf die Tür zu, die sie nicht völlig geschlossen hatte. In der Küche war es dunkel. Die zugezogenen Vorhänge spererten auch das letzte Tageslicht aus.

Jolanda gefiel die Umgebung nicht mehr. Die Tür knarrte leicht, als sie sie aufstieß.

Der erste Schritt in den dunklen Raum, danach der zweite. Die Stille lag wie Blei. Schatten hatten sich ausgebreitet und kamen ihr wie fremde Eindringlinge vor.

Es war kalt geworden. Die Mauern strömten die Kälte ab, und Jolanda fror in ihrem Pailletten-Kleid. Das Klirren der Perlen hörte sie jetzt besonders laut, als sie das Licht einschaltete. In der Küche wurde es hell.

Der Blick fiel auf den Boden, wo der tote Briefträger hätte liegen

müssen. Er lag nicht mehr da. Nur die dicken Blutflecken malten sich dort ab!

Jolanda wusste nicht, was sie denken sollte. Sie bezweifelte, dass sich der Tote einfach in Luft aufgelöst hatte.

Jemand musste ihn genommen haben!

Geholt, versteckt. Mein Geheimnis ist verraten worden. Ich stecke in der Falle. Das waren die ersten Ideen, die durch den Kopf der Frau schwirrten, und sie dachte sogar daran, das Haus fluchtartig zu verlassen.

Darauf verzichtete sie, als sie nachzudenken begann. Sie glaubte nicht mehr daran, dass jemand eingedrungen war, um die Leiche abzuholen. Es gab da noch eine andere Möglichkeit, und die kam ihr wahrscheinlicher vor.

Sie hatte vorgehabt, den Boden zu wischen, um die verräterischen Blutspuren zu tilgen, doch davon nahm sie Abstand. Das hatte noch Zeit. Sie drehte sich um und ging wieder auf die Tür zu. In der Küche hielt sie nichts mehr.

Sie schritt auf eine bestimmte Tür zu, die für ihre Gäste im Prinzip tabu war, und öffnete sie, um in den Keller zu gehen. Eine Lampe brauchte sie nicht. Der Keller wurde mit Strom versorgt, auch wenn das Licht nur einen trüben Schein abstrahlte und von schmutzigen Lampen stammte.

Sie blieb am Ende der Holztreppe stehen. Sie bestand aus flachen Bohlen, und dazwischen gab es keinen Halt durch weiteres Holz. Man konnte also leicht abrutschen.

Sie hielt sich an einem schiefen Geländer aus Eisen fest, ging bis zur Treppenmitte und blieb dort stehen. Ihr war beim Gehen etwas aufgefallen, und sie wollte genauer nachschauen.

Ja, es stimmte. Die dunklen Flecken waren am Morgen noch nicht vorhanden gewesen. Sie erinnerten in ihrem Aussehen an große Tropfen, die beim Aufprall zerplatzt waren.

Jolanda wollte sich nicht bücken um die Flecken zu testen. Sie wusste, dass es Blutstropfen waren, und jetzt war ihr auch klar, wo der Tote steckte.

Er hatte ihn sich geholt!

Der Ärger und die Wut darüber stiegen in ihr hoch und vernebelten beinahe ihren Blick. Damit hatte sie nicht gerechnet, und sie tat etwas, das sie sich eigentlich nicht vorgehabt hatte. Auf dem Absatz machte sie kehrt und ging wieder zurück in die Küche.

Dort hob sie die Totenmaske an. Es war besser, wenn sie den Gegenstand mit in den Keller nahm, denn genau dort sollte die Maske auch ihren Platz finden.

Wieder nahm sie den gleichen Weg. Die Maske hielt sie in ihrer linken

Hand.

Wieder öffnete sie die Tür. Wieder ging sie die Stufen hinab. Diesmal aber blieb sie aus einem anderen Grund stehen. Aus der Tiefe des Kellers hallte ihr das irre Gelächter eines Menschen entgegen...

Jolanda Juffi hielt den Atem an. Zugleich fühlte sie sich vereist. Dieses Lachen war schlimm gewesen, und es hatte sie so unvorbereitet getroffen. Sie musste sich bemühen, die Nerven zu behalten.

Das verdammt Lachen hatte sie aus dem Konzept gebracht. Zum erstenmal seit langem fühlte sich Jolanda nicht mehr als Herrin im eigenen Haus.

Jetzt war es verstummt. Es klang auch nicht mehr auf. Die Schatten kehrten zurück, und Jolanda konnte sich wieder auf die Umgebung konzentrieren.

Kein Lachen, kein fremdes Atmen...

Sie ging weiter. Nein, keine Angst zeigen. Nicht vor den Masken und nicht vor ihm. Er hatte es ja nicht anders gewollt. Sie und er hatten ein Paar gebildet. Sie waren bisher gut miteinander zurechtgekommen, und das sollte auch so bleiben.

Hinter der letzten Stufe begann der Gang. Ein nicht sehr langer und düsterer Tunnel, trotz des Lichtscheins, der rötlich über den Boden, die Decke und die Wände strich.

Es gab hier mehrere Räume. Die meisten dienten als Lager. Es waren nicht mehr als Verschläge. Größere Räume brauchte sie nicht, da sie nie sehr viele Lebensmittel lagerte.

Eine Tür war besonders wichtig. Für Gäste tabu, aber sie dachten auch nicht daran, den Keller der kleinen Pension zu besuchen. Hinter der Tür aber lag etwas Besonderes. Für Jolanda war es der wichtigste Raum überhaupt im Haus.

Die Tür stand offen. Deshalb hatte sie auch das Lachen gehört. Durch den Spalt drängte sich der flackernde Lichtschein, der von Kerzen stammte.

Jolanda hielt ihre Worte zurück, obwohl sie den Drang verspürte, etwas sagen zu müssen. Sie wollte erst sehen, was sich hier unten verändert hatte, und sie vergaß auch den Briefträger nicht.

Muffig roch es im Keller immer. Das hatte sich auch jetzt nicht verändert. Aber es war noch ein Geruch hinzugekommen, und der störte sie. War es der Geruch einer verwesenden Leiche und vermischt mit dem von Blut?

Gut vorstellbar, denn irgendwo musste sich ja der tote Briefträger befinden. Sie zog die Tür weiter auf. Auf der Schwelle blieb Jolanda stehen. Sie zwinkerte mit den Augen, als sie den ersten Blick in den Kellerraum warf, der so etwas wie ein Heiligtum für sie war.

Hier bewahrte sie all das auf, für das sie lebte. Wichtig waren vor allen

Dingen die an den Wänden hängenden Totenmasken. Im unruhigen Licht der Kerzen hatten sie ein Eigenleben bekommen. Sie nahmen immer wieder einen anderen Ausdruck an. Hell und Dunkel strich über sie hinweg. Da tauchten die Schatten in die Augen ein, füllten sie auf, gaben ihnen etwas Lebendiges, und sie huschten auch hinein in die Öffnung des Mundes wie schnelle, zuckende Schattenzungen.

Die Kerzen standen überall verteilt. Bestimmte Ecken und Winkel des unterirdischen Raums wurden durch ihre Flammen erhellt. Die Luft war schwer und warm, zugleich durchzogen von einem Geruch, den das heiße Wachs von sich gab.

Keine Maske bewegte sich. Keine sang. Es war still.

Und trotzdem hatte die Atmosphäre etwas so Unheimliches erhalten, dass sich selbst Jolanda bedroht fühlte. Das lag einzig und allein am Mittelpunkt des Kellerraums.

Dort hockte auf einem Stuhl ein weißhaariger Mann. Er trug einen hellen Kittel und sah im ersten Moment aus wie ein Arzt, der sich verlaufen hatte.

Nicht er. Er war bewusst hier. Und er war nicht allein.

Denn auf seinem Schoß lag der tote Briefträger, dessen bleiches Gesicht von gekrümmten Fingern gestreichelt wurde...

Was immer Jane von diesem Mann gehört hatte, ein Eigenbrötler war Alan Montego nicht. Vielleicht lag es auch an Janes offener und lockerer Art, dass er sich nicht wie ein Sturkopf benahm und ihr sogar einen Tee angeboten hatte.

Beide franken ihn. Beide beobachteten sich, und sie schauten sich auch in die Augen. Schließlich ließ Montego seine Tasse sinken. Den Rest des Tees kippte er zu Boden. Es war wie ein Startsignal, denn nun stellte er seine Frage.

„Sie sind nicht gekommen, um eine Maske zu kaufen, Miss. Das sehe ich Ihnen an.“

Jane stellte die Tasse auf einen schmalen Tisch neben einem Bündel Packpapier und eine Kasse mit Kleingeld. „Ja, Sie haben einen guten Blick, Mr. Montego.“

„Ich finde es ja nett, dass Sie meinen Namen kennen, aber mit wem habe ich das Vergnügen?“

„Ich heiße Jane Collins.“

Montego buschige Brauen ruckten hoch. Er schüttelte den Kopf. „Sind Sie enttäuscht, wenn ich Ihnen sage, dass ich damit nichts anfangen kann, Jane?“

„Nein, ganz und gar nicht.“

„Das hört sich gut an. Und was wollen Sie von mir?“

„Wir könnten reden.“

Alan Montego überlegte. Er blickte Jane dabei unverhohlen an und hob schließlich die Schultern, aber er lächelte dabei. „Ich habe mir auf meine Menschenkenntnis immer etwas eingebildet, Jane, und auch jetzt ist das noch der Fall. Aber seien Sie mir nicht böse, wenn ich Ihnen sage, dass ich Ihnen schon ein wenig skeptisch gegenüber stehe. Ich will nicht behaupten, dass Sie eine Polizistin sind, aber Sie könnten eine sein. Das jedenfalls geht mir durch den Kopf.“

„Müssten sie denn Angst vor der Polizei haben?“

„Fragen Sie das nicht. Irgendwie hat jeder ein schlechtes Gewissen, wenn er mit der Polizei zu tun hat. Oder kommen Sie von einem Amt, um hier etwas zu kontrollieren?“

„Auch das ist nicht richtig.“

„Komisch. Diese Masken interessieren Sie auch nicht, habe ich das Gefühl, und so frage ich mich, weshalb wir uns hier unterhalten. Zu einem Drink wollen Sie mich wohl nicht einladen?“

„Wer weiß.“

„Sie lügen schlecht, Jane. Also!“ Seine Stimme klang jetzt härter. „Warum haben Sie mich gesucht?“

„Es geht nicht um Sie, das mal vorweg!“ erklärte Jane. „Und ich gehöre auch nicht zur Polizei.“

„Wie beruhigend.“

Jane vergaß den spöttischen Tonfall sehr schnell und kam jetzt direkt zur Sache. „Mir geht es um Ihren Vater Conrad Montego.“

Sie hatte nicht mit einer derartigen Reaktion des Mannes gerechnet. Alan beugte sich vor, und er zischte: „Hauen Sie ab! Verschwinden Sie! Es gibt meinen Vater nicht mehr.“

„Er ist nicht tot, nehme ich an.“

„Hauen Sie ab!“

„Warum? Hassen Sie Ihren Vater? Wollen Sie nicht über ihn reden? Hat er Ihnen etwas getan?“

„Das geht Sie nichts an.“

„Sie mögen recht haben, nur geht es meinen Auftraggeber etwas an. Von ihm haben ich den Job.“

Die Antwort hatte ihn irritiert. „Auftraggeber?“ wiederholte er leise. „Wieso denn das?“

„Ich bin Privatdetektivin.“

„Haha, also eine Schnüfflerin. Wie nett. Ich hatte schon so eine Ahnung. Ich bin stolz auf meine Menschenkenntnis. Dazu kann ich mir gratulieren.“

„Vergessen Sie es. Ich suche Ihren Vater.“

„Warum?“

„Sorry, aber ich kann die Motive meines Klienten nicht verraten. Das müssen Sie verstehen.“

Alan Montego nickte einige Male. „Ja, das versteh ich. Nur müssen auch Sie mich verstehen, dass ich Ihnen nichts über meinen Vater sagen kann.“

„Sie wollen nicht.“

„Kann sein.“

„Haben Sie sich von ihm getrennt? Hat er Sie verlassen? Hassen Sie ihn mittlerweile?“

Montego gab keine Antwort. Er kümmerte sich um einen Kunden, der eine der hängenden Masken anfasste und zurückzuckte, als er die Stimme des Verkäufers hörte. „Die ist nicht zu verkaufen, und man darf sie auch nicht berühren. Klar?“

„Ja, ja, schon verstanden.“

„Dann geh weiter!“

Im Gegensatz zu dem Kunden blieb Jane Collins stehen. Für sie war der Besuch noch längst nicht beendet, und sie wartete darauf, dass Montego etwas sagte. Er tat ihr den Gefallen. „Hören Sie zu, Jane. Was zwischen meinem Vater und mir passierte, das geht nur mich etwas an. Alles andere können Sie vergessen. Wir mögen keine Fremden und erst recht keine neugierigen Fragen.“

Jane Collins ließ sich nicht abwimmeln. „Können Sie sich eigentlich vorstellen, dass es wichtig ist, wenn wir uns einigen?“

„Für meinen Vater?“

„Unter Umständen auch für Sie.“

Alan Montego überlegte. Er sah dabei auf seine Hände, als könnte er dort die weiteren Worte ablesen. „Sie haben wieder alte Wunden aufgerissen, Jane, und ich weiß selbst nicht, weshalb ich hier stehe und mich mit Ihnen unterhalte. Aber es könnte eine Einigung zwischen uns geben, wenn Sie mir verraten, wer Ihnen den Auftrag gegeben hat, meinen Vater zu finden. Das kann uns weiterbringen.“

„Kann ich daraus folgern, dass Sie über den Aufenthaltsort Ihres Vaters Bescheid wissen?“

„Das ist möglich.“

Jane überlegte. Wenn sie ihm den Auftraggeber verriet, ging das gegen ihre Prinzipien und auch gegen ihre Berufsehre. Montego wartete geduldig, und Jane glaubte auch, dass sich seine Lippen zu einem Lächeln verzogen hatten. Sie zählte es als einen Pluspunkt für sich.

„Bevor Sie noch lange nachdenken“, sägte er, „lassen Sie mich raten, ja?“

„Bitte.“

„Heißt der Mann etwa Dr. Peter Bingham?“

„Treffender.“

Alan Montego lachte. „Das habe ich mir doch gedacht. Bingham lässt keine Ruhe.“

„Sie kennen ihn also?“

„Und ob ich ihn kenne. Der ist wie eine Klette. Nachdem sich mein Vater zurückgezogen hatte, was er Bingham auch mitteilte, wollte dieser es nicht glauben. Er hatte einfach zu lange mit meinem alten Herrn zusammengearbeitet. Als stellvertretender Leiter des Völkerkunde-Museums hat ihm mein Vater große Dienste erwiesen. Er ist der eigentliche Kenner der Masken. Er kann bestimmen, aus welchem Land sie kommen. Er ist überhaupt *der* Experte. Sein Rat war gefragt, und er hat auch immer gern gearbeitet. Das steht fest.“

„Bis zu dem Tag, an dem er plötzlich verschwand.“

Ein starrer Blick traf Jane. „Woher wissen Sie das?“

„Bingham sagte es mir. Für ihn waren die Umstände des Verschwindens mysteriös.“

„Für ihn schon...“

„Für Sie nicht?“

Montego winkte ab. „Ich kenne ihn besser, und ich habe zudem viel von meinem Vater gelernt. Alles, was ich über die Masken und deren Hintergründe weiß, das hat er mir beigebracht. Er ist schon ein Genie gewesen, aber er hatte seinen eigenen Kopf.“

„Er zog sich zurück.“

„Genau das tat er.“

„Warum?“

Alan Montego presste die Lippen zusammen. Er sah Jane an, aber er blickte zugleich durch sie hindurch, wie jemand, der sich die Vergangenheit wieder zurückholen will. „Mein Vater war seltsam“, sagte er schließlich, „Und das ist er auch zu mir gewesen. Ich habe zwar viel von ihm gelernt, aber ein so vertrauensvolles Verhältnis wie es zwischen Vater und Sohn hätte sein sollen, hat es zwischen uns nie gegeben. Beruflich harmonierten wir perfekt, privat wusste ich nicht viel über ihn. Auch meine Mutter kenne ich nicht. Ich war zwei Jahre alt, als sich meine Eltern scheiden ließen. An meine Mutter habe ich nicht einmal eine Erinnerung. Er hat immer davon gesprochen, dass ich sein Nachfolger werden sollte. Bis zu einem gewissen Grad habe ich es geschafft. Ich bin auch MaskenExperte, aber ich werde niemals so gut sein wie er es ist.“

„Warum warf er alles hin?“

„Er wollte nicht mehr.“

„War er schon so alt?“

„Nein, das nicht. Gerade mal Sechzig. Aber er hatte sich aufgerieben. Auch in der Zusammenarbeit mit Bingham. Mein Vater wollte endlich sein eigenes Leben führen, um sich um sein Hobby kümmern zu können.“

Die Bemerkung erstaunte Jane. „Moment mal, Alan, waren nicht die

Masken sein Hobby und Beruf zugleich?“

„Richtig. Nur müssen Sie wissen, dass das Gebiet der Masken sehr vielfältig ist. Es gibt da zahlreiche Arten und Verwendungszwecke. Es gibt auch Totenmasken, und darum wollte sich mein Vater kümmern. Das war sein eigentliches Hobby. Das Herstellen von Totenmasken, und dem konnte er sich nun voll hingeben.“

„Ja, Sie werden lachen, das verstehe ich sogar, Alan. Ich wundere mich nur, dass er sich zurückgezogen hat. Hätte er seinem Hobby nicht auch hier in London nachgehen können?“

„Das wollte er nicht. Er wäre zu schnell greifbar gewesen.“

„Deshalb hat er sich zurückgezogen?“

„Ja.“

Als Jane das Lächeln des Mannes sah, war ihr klar, dass Alan ihr nicht alles erzählt hatte, und sie sagte es ihm auf den Kopf zu. „Sie haben mir das Wichtigste verschwiegen, Alan.“

„Oh was meinen Sie damit?“

„Sie haben mir verschwiegen, wo sich Ihr Vater aufhält. Ich bin sicher, dass Sie es wissen. Ich kann mir auch vorstellen, dass Sie hin und wieder noch Kontakt zu Ihrem Vater haben. Nur wollen Sie anscheinend nicht darüber reden.“

„Sie sind gut.“

Jane winkte ab. „Hören Sie mit diesen allgemeinen Bemerkungen auf. Ich habe den Auftrag, Ihren Vater zu finden. Ich weiß nicht, was Bingham von ihm will. Es kommt auf Sie an, Alan, ob ich diesen Job beenden kann oder nicht.“

„Beenden Sie ihn jetzt schon.“

„Ach, das dachte ich mir. Sie wollen mir also nicht helfen?“

„Es liegt nicht an mir, sondern an Bingham. Was will er von ihm? Weshalb will er ihn sehen?“

„Sorry, aber das hat er mir nicht gesagt.“

Alan Montego schaute Jane kurz an. „Komisch, aber ich glaube Ihnen sogar.“

„Es kann doch nichts Schlimmes sein.“

Montego strich mit einer Hand über eine der hängenden Masken. „So gut bin ich über das Verhältnis der beiden nicht informiert. Es gab Streit zwischen ihnen, aber das ist zwischen Fachleuten durchaus normal, denk ich mir. Man sollt es auch nicht so tragisch nehmen. Ich habe es auch nicht getan.“

Jane hatte genau zugehört, und ihr war auch ein gewisser Unterton nicht entgangen. Jetzt hakte sie nach und fragte: „War der Streit mit Bingham eigentlich der einzige Grund für den Rückzieher Ihres Vaters, Alan?“

Montegos Augen verengten sich. Jane befürchtete schon, dass er

ruppig werden könnte, doch er lachte. „Alle Achtung, Jane Collins, das ist was!“

„Wieso? Was meinen Sie?“

„Sie haben einen Blick. Sie können zwischen den Zeilen hören. Großes Kompliment.“

„Es war also nicht der einzige Grund?“

„Nein!“

„Dann bitte.“

Alan Montego zögerte mit der Antwort. Das Gesicht zeigte dabei einen verschlossenen Ausdruck. „Können Sie sich nicht denken, welchen Grund es noch für einen Mann gibt?“

Bei Jane fiel der Penny recht schnell. „Sie sprechen von einer Frau, Alan?“

Er breitete die Arme aus. „Wovon sollte ich sonst sprechen? Ja, es ging um eine Frau.“

„Die Sie kennen!“

„Nein!“ Eine knallharte Antwort. „Ich habe sie einmal auf einem Foto gesehen, und das hat mir gereicht.“

„Aber Sie wissen ihren Namen.“

„Natürlich. Sie heißt Jolanda Juffi, und ich weiß nicht, was mein Vater an ihr gefressen hat. Aber er muss von dieser Frau fasziniert worden sein. Er hat für sie gearbeitet, und dann ist er plötzlich verschwunden. Einfach so.“

„Mit ihr?“

„Er ging zu ihr.“

„Und Sie wissen, wohin?“

„Ja.“

„Dann sollten Sie es mir sagen. Ich werde die beiden besuchen und versuchen, Ihren Vater zur Vernunft zu bringen, was sicherlich auch in Ihrem Sinne ist.“

Alan Montego sagte nichts. Er atmete einige Male tief durch. Schließlich sagte er: „Einer wie er lässt sich nicht zur Vernunft bringen. Die beiden sind zu seelenverwandt.“

„Haben Sie es versucht?“

„Ich war einmal bei ihnen.“

„Dann fahren Sie mit mir hin.“

Jane sah den erstaunten Blick des Mannes, der wirklich nicht wusste, was er darauf erwidern sollte, und deshalb redete sie weiter. „Sie wollen doch, dass Ihr Vater von dieser Person wegkommt. Packen Sie die Gelegenheit beim Schopf, und bitte, vertrauen Sie mir.“

„Er wird uns zum Teufel schicken.“

„Es käme auf einen Versuch an.“

„Der liegt hinter mir.“

Jane Collins ließ trotzdem nicht locker. „Ich nehme nicht an, dass sich Ihr Vater noch in London aufhält. Wo befindet er sich dann? In der Nähe? Weiter entfernt? Oder in einem anderen Land?“

„Das bestimmt nicht.“

„Dann reden Sie doch, Alan. Ich sehe Ihnen an, wie Sie sich quälen. Bitte.“

Montego ballte die Hände zu Fäusten. Er wirkte wie ein Mann, der mit sich kämpft und von den Ereignissen der Vergangenheit überwältigt wird. Möglicherweise auch deshalb, weil er trotz der vielen Unterschiede eine gewisse Ähnlichkeit mit seinem Vater nicht verleugnen konnte. Beide arbeiteten auf dem gleichen Gebiet. Beide beschäftigten sich mit Masken, und trotzdem waren sie unterschiedliche Wege gegangen.

„Ich wollte mit ihm nichts mehr zu tun haben! Er hat sich zu stark an die Frau gehängt.“

„Ja, das mag sein. Aber ist es nicht auch möglich, dass Sie ihm die Augen öffnen? Oder wir beide, wenn wir hinfahren? Denken Sie daran, Sie könnten ihm Gutes tun.“

Alan Montego blies die Luft aus. „Die beiden sind aus London fortgezogen!“ brach es schließlich aus ihm hervor. „Und zwar zu ihr. Zu dieser Frau.“

„Wo ist das?“

„In Essex. Nahe der Küste. Jolanda Juffi betreibt dort eine kleine Pension. Sie lebt von den Stammgästen, die immer wieder bei ihr wohnen. Aber jetzt hat sich mein Vater mit ihr zusammengetan. Ich denke auch, dass er die Frau unterstützt. Sie ist einfach furchtbar. Auf sie trifft der Begriff Monstrum extrem zu. Ich mag sie nicht. Sie hat etwas an sich, das mich abschreckt. Aber es war mein Vater, und ich konnte ihm da keinen Rat geben. Das heißt, er hätte auch nie einen von mir angenommen.“

„Das ist doch gut, Alan.“

„Was?“ fragte er wie aus einem Traum erwachend und schüttelte den Kopf. „Was ist gut?“

„Dass die beiden nicht so weit von hier entfernt leben. Wir können locker hinfahren.“

„Wann denn?“

„Heute noch!“

Die Konsequenz der Detektivin erstaunte Alan Montego. „Sie wollen jetzt losfahren?“

„Packen Sie zusammen, Alan, dann besuchen wir Ihren Vater. Ich kann Ihnen natürlich nichts versprechen, aber vielleicht besteht doch die Chance, ihn zu einer Rückkehr zu bewegen.“

„Das glaube ich nicht.“

„Wollen Sie einfach aufgeben, Alan? Ist Ihnen der Vater denn so wenig wert?“

Der Händler zuckte die Achseln. „Nein“, sagte er mit leiser Stimme. „Das wiederum auch nicht.“

„Sehen Sie. Dann ist alles okay. Können Sie hier schnell zusammenpacken?“

Er nickte nur und sah dabei aus wie jemand, der noch nichts begriffen hatte...

Conrad Montego hatte das starre Gesicht gestreichelt und seine Hand lag jetzt ruhig auf dem Kopf, als Jolanda Juffi auf der Türschwelle stand. Das Licht der Kerzen erwischte auch sie. Es strich über die Kleidung hinweg. Dabei fing es sich in den zahlreichen Glas-Pailletten. Es brach sich dort, es ließ sie funkeln, und so sah das Kleid aus, als befände es sich in einer permanenten fließenden Bewegung, die am Kragen begann und am Saum aufhörte.

Sie sagte nichts und sah nur auf den weißhaarigen Mann mit dem hellen Oberlippensbart, der wissend lächelte. Er schaute auf den Toten. „Was hast du getan?“ fragte er leise. „Warum hast du ihn getötet?“

Jolanda hob die Maske an. „Er hat sie entdeckt, glaube ich. Es ist der Briefträger. Er war zu neugierig. Er wollte unbedingt wissen, was sich in dem Paket befand. Er hat versucht, es zu öffnen, und das konnte ich nicht zulassen.“

Conrad Montego war anderer Meinung. „Was hätte er denn entdecken können? Nur eine Maske.“

„Ja, nur. Aber das ist es nicht. Er hätte geredet. Ich kenne die Menschen und auch deren Neugierde. Er hätte im Ort herumerzählt, was ich hier immer bekomme. Dann hätten sich die Menschen die Mäuler zerrissen, darauf kannst du dich verlassen. Auf so etwas warten sie doch nur. Ich wollte nicht, dass es dazu kommt. Ich habe ihn getötet und auch sein Rad verschwinden lassen. Das ist alles.“

„Man wird nachfragen.“

„Das soll man!“ erklärte Jolanda trotzig. „Ich habe keine Angst vor der Polizei. Außerdem hat er sie singen hören. Ihre Stimmen klangen bis zu uns durch.“ Sie bewegte den Kopf und ließ ihre Blicke über die Masken an den Wänden gleiten. „All meine Freunde haben sich gemeldet. Sie sind einfach wunderbar. Obwohl schon tot, sind sie noch bei mir. Ist das nicht ungewöhnlich?“

„Ja“, bestätigte der Mann, „das ist es. Sogar mehr als ungewöhnlich. Es ist phänomenal, das gebe ich zu. Aber es ist auch gefährlich, wenn man es nicht mehr schafft, die Dinge unter Kontrolle zu bekommen. Was willst du jetzt tun?“

„Ich lasse den Toten verschwinden.“

Montego sagte nichts. Er senkte nur den Blick, um in das starre Gesicht zu blicken. „Nach wie vor bin ich der Meinung, dass du es nicht hättest tun dürfen. Wo willst du ihn denn verschwinden lassen? Hier in einem der Keller?“

„Nein, draußen.“

„Man wird ihn finden.“

„Ich schaffe ihn weit weg. Bis hin zu den Klippen. Du weißt selbst, wie tief das Meer ist. Dort kann er dann zu einem Opfer der Wellen werden. Alles andere ist mir egal.“

„Wann willst du das tun?“

„Noch heute. Ich warte nur die Dunkelheit ab.“

Conrad Montego gab zunächst keine Antwort. Was er dachte, stand auf seinem Gesicht geschrieben, das einen gequälten Ausdruck angenommen hatte. „Du gehst zu weit“, sagte er nach einigen Sekunden der Pause. „Viel zu weit. Du übertreibst, Jolanda. Du hättest dich mit dem zufrieden geben sollen, was du erreicht hast. Du warst einmal wie eine Königin in einem kleinen Reich, aber das bist du nicht mehr.“

„Irrtum!“ widersprach sie. „Ich bin es nach wie vor. Ich regiere hier. Ich sitze fest auf meinem Thron.“

Er schüttelte den Kopf. „Jetzt bist du bereits zu einer Gejagten geworden, aber das hast du alles noch nicht registriert. Ich weiß nicht, ob man dir noch helfen kann, Jolanda.“

„Hör auf damit.“

„Nein, das muss ich dir sagen.“ Montego sprach weiter. „Hast du nicht dein Ziel erreicht? Schau dich um. Sieh dir die Masken an. Darauf ist es dir doch angekommen, und du hast in mir einen willfährigen Helfer gefunden. Ich gebe zu, dass ich fasziniert von dir und deinen Plänen gewesen bin. Es war alles so wunderbar, als wir drängingen, unsere Pläne in die Tat umzusetzen. Ja, ich habe dich bewundert. Es wird wohl keine Wirtin auf der Welt geben, die einen so intensiven Kontakt zu ihren Stammgästen hält, dass sie sich die Totenmasken von den Verstorbenen im Keller aufhängt. Für mich ist das mehr als ungewöhnlich.“

„Du hast mir dabei geholfen.“

„Das weiß ich.“

„Du bist der Experte gewesen. Meine Stammgäste haben sich mit dir in Verbindung gesetzt. Du hast ihnen die Totenmasken abgenommen. Du hast sie hergestellt, und das ist auch gut so gewesen. Ohne deine Hilfe wäre ich nicht soweit gekommen. Und dann bist zu sogar zu mir gezogen. Hast dienen Sohn verlassen, deine Arbeit und kannst hier in aller Ruhe leben. Das ist doch was!“

„Nein“, sagte Montego und schüttelte den Kopf. „Das genau ist es leider nicht mehr.“

„Warum nicht?“

„Der Mord hat alles verändert. Man darf nicht mit dem Tod spielen, das weißt du selbst sehr genau, Jolanda. Gerade du müsstest es wissen, aber du hast es getan. Du hast mit dem Tod gespielt. Du bist diejenige gewesen, die das Geheimnis ergründen will. Die Masken hängen hier nicht als Dekoration. Sie sind etwas anderes.“ Montego lachte bitter.

„Und ich habe mich mitschuldig gemacht. Das muss man so sehen.“

Jolanda Juffi wischte die Bedenken mit einer Handbewegung zur Seite. „Hör auf damit, Conrad. Wir haben uns gesucht und gefunden. Jeder lebt von seinen besonderen Begabungen. Das musst du endlich einsehen. Wir sind ein Paar. Wir können nicht mehr voneinander lassen. Wann geht das endlich in deinen Kopf?“

Conrad Montego sagte nichts. Er wusste auch nicht so recht, wohin er schauen sollte. Manchmal streifte sein Blick die Masken, dann wieder betrachtete er die Frau. Nach wie vor lag die starre Gestalt schräg auf seinen Beinen, und an den Wänden hingen die Totenmasken der verstorbenen oder noch nicht verstorbenen Stammgäste und schauten aus ihren leeren Augenhöhlen von den verschiedenen Seiten auf die Szene nieder.

Sie waren etwas Besonderes. Es waren nicht einfach nur Masken, sondern Abbilder von Personen, die Jolanda Juffi einmal als Gäste sehr nahe gestanden hatten. Alleinstehende Menschen, die sie besucht und bei ihr den Urlaub verbracht hatten. Im Laufe der Jahre hatte sich zwischen ihnen ein schon freundschaftliches und auch vertrauliches Verhältnis aufgebaut, und die Juffi hatte es geschafft, sie dazu zu überreden, sich von den Gesichtern die Totenmasken nehmen zu lassen. Der Keller war der ideale Raum. Sie liebte ihn. Hier war sie von ihren Freunden umgeben, und auch jetzt musste sie ihre Andenken einfach aus der Nähe betrachten.

Von Conrad Montego beobachtet, löste sich Jolanda von ihrem Platz und schritt dicht an den Wänden vorbei, die Augen immer gegen die bewegungslosen Masken gerichtet.

Auf den ersten Blick sahen sie alle gleich aus. Aber das stimmte nicht. Es gab Unterschiede. Jedes menschliche Gesicht ist ein Unikat, sogar bei Zwillingen, und auch hier waren die Unterschiede zu sehen. Es gab die verschiedenen Formen. Die Länge oder die Breite der Gesichter. Der Schwung der Nase. Die Größe der Augen. Die Zeichnung der Lippen. Das sah aus der Entfernung betrachtet alles sehr starr und unbeweglich aus, was allerdings nicht stimmte. Jede Maske unterschied sich von den anderen, und Conrad Montego, der Experte, hatte großartige Arbeit geleistet.

Die Juffi lächelte jeder Maske zu, als wollte sie ihre Stammgäste begrüßen. Sie kannte sie alle mit Namen, und sie sprach sie auch jetzt

flüsternd an.

Nein, sie waren nicht tot. Sie waren nicht nur einfach Masken. Hinter ihnen steckte mehr. Eine unheimliche Kraft, gegen die selbst Menschen nicht ankamen. Diese Kraft war ihnen überlegen, denn sie waren etwas, was Jolanda gern mit Leben bezeichnete.

Leben auf ihre Art...

Immer wieder war sie nahe an der Kerzenflamme entlanggestreift. Durch den leichten Windzug waren die Flammen in Bewegung geraten. Sie bogen sich, sie zuckten, sie drehten sich, und sie schafften es sehr schnell, Muster über die Wände und den Boden laufen zu lassen. Sogar die Decke wurde erreicht und durch das schnelle Hin und Herhuschen regelrecht aufgeweicht.

Auch die Masken wurden nicht verschont. Das Wechselspiel aus Dunkel und Hell huschte über diese Gegenstände hinweg, die plötzlich nicht mehr so tot wirkten.

Jolanda kannte das Spiel. Für sie war es ein Phänomen. Durch das sich bewegende Licht wurde den Masken Leben eingehaucht. Sie verloren den starren Ausdruck. Es kehrte ein gewisses Leben zurück!

Genau das hatte Jolanda gewollt. Sie wünschte sich das Leben. Die Masken sollten nicht mehr den Tod oder die Erinnerung dokumentieren, sondern ein Zeichen dafür setzen, dass der Tod überwunden werden konnte. Es gab einen Weg. Sie wusste es. Sie hatte lange genug geforscht. Man musste die Energie nur umleiten, um hinter die Geheimnisse des Lebens zu gelangen.

Das genau war wichtig. Besonders am Ende dieses Jahrhunderts. Hier sollte noch einmal gezeigt werden, wozu Menschen letztendlich fähig waren. Masken, die nicht tot waren und lebten. Die klagten und jammerten. Die die Stimmen der Verstorbenen aufnahmen und sie auch bei sich behielten. Das war immer ihr Traum gewesen, und endlich hatte sie ihn sich erfüllen können, wobei ihr Conrad Montego eine große Hilfe gewesen war, nachdem sie ihn hatte umgarnen können.

Vor einer Maske blieb sie länger stehen. Sie wusste, dass der Gast, dem sie abgenommen worden war, nicht mehr lebte. Er war vor einigen Wochen verstorben. Trotzdem fand sie sich nicht mit seinem Tod ab. Sie sah ihn in der Maske vor sich und erinnerte sich haargenau an sein eigentliches Aussehen.

Walter Penn. Ein großer, stattlicher Mann. Ein Witwer, der in der kleinen Pension seinen Urlaub verbracht hatte. Er war sehr rüstig gewesen und stets gewandert. Er hatte das Meer und die Küste geliebt. Abends hatten sie oft zusammen vor dem Haus gesessen und über alle möglichen Dinge gesprochen, auch über den Tod. Walter hatte zugestimmt, sich die Totenmaske abnehmen zu lassen, und nun hing sie

hier.

Jolanda hängte die neue Maske in ihrer Nähe auf, bevor sie sich wieder Walter zuwandte. Ihn hatte sie besonders gemocht, und auch sie war ihm nicht gleichgültig gewesen.

„Ich weiß“, flüsterte sie und hob dabei ihre Arme, „ich weiß, dass du mich nicht verlassen hast, Walter. Du bist noch da. Ich spüre es. Ich habe dein Leben in der Maske erhalten, und das tut mir so gut wie sonst nichts. Ich habe es geschafft. Den Tod konnte ich überwinden, denn du bist trotzdem bei mir geblieben.“

Sehr behutsam nahm sie die Maske ab. Sie bestand aus Gips. Sie war nicht weiß oder totenbleich, denn Conrad hatte sie mit einem hautfarbenen Anstrich bedacht. So ähnelte sie mehr einem Gesicht als einer Totenmaske.

Jolanda Juffi hielt sie vor sich. Ihr Blick traf die leeren Augenhöhlen. Da sie sich etwas gedreht hatte, konnte das Flackerlicht einiger Kerzen über das Gesicht gleiten und huschte hinein in die leeren Höhlen.

Waren sie zuvor noch leer gewesen, so hatte sich dies jetzt verändert. Durch das Licht war Leben in die leeren Augenhöhlen gelangt. Der Tod war nicht mehr wichtig. Das Licht huschte in den Tunnel. Es flackerte. Es drang tief, tief in das Innere, als wollte es demonstrieren, dass der Tod endgültig überwunden war.

Auch auf der Vorderseite tat sich etwas. Die harte Gipsschicht weichte auf. Zumindest kam es Jolanda so vor. Die Starre hatte die Maske verlassen. Sie bewegte sich. Der Mund, die Nase reagierten auf den Kerzenschein, und der Ausdruck in ihrem Gesicht wechselte beinahe von Sekunde zu Sekunde.

Jolanda atmete heftig. Sie fühlte sich in ihrem Element. Jetzt war sie den Toten sehr nah. Sie konnte sie spüren. In ihrer Nähe glitten sie vorbei. Es waren die kalten Grüße aus dem Jenseits, und sie hörte auch die Stimme, die winselnd durch den Raum glitt.

Tief holte sie Luft und drehte sich Conrad Montego zu. „Hörst du?“ fragte sie und lachte dabei auf. „Hörst du sie klagen?“

„Ja.“

„Und du wolltest mir nicht glauben.“ Sie lachte laut auf und hängte die Maske wieder an ihren Platz. „Aber ich weiß es besser, viel besser als du. Es gibt sie noch. Es ist alles so wunderbar. Ich habe den Weg zwischen dem Leben und dem Tod gefunden. Es ist wie ein Kanal, der das Diesseits mit dem Jenseits verbindet.“ Sie tänzelte zur Seite und hatte Glück, dass ihr Kleid dabei kein Feuer fing. „Das ist das Ziel“, sagte sie und flüsterte jedes Wort scharf. „Genau das habe ich gewollt. Durch die Masken den Kontakt mit dem Jenseits bekommen. Mir ist es gelungen, mir...“ Wäre sie Tarzan gewesen, sie hätte sich gegen die Brust geschlagen. So aber starnte sie ihren Helfer an, der noch immer

den Toten festhielt.

„Was sagst du?“

„Ich... ich...“

„Du hältst mich für schlimm, wie?“

Conrad Montego überlegte. „Ich weiß nicht, für was ich dich halten soll. Aber du bist nicht normal. Vielleicht hat der Teufel in dir ein Opfer gefunden, das ist alles möglich. Und ich bin auf dich hereingefallen.“

„Bereust du es?“

Montego war ehrlich und sagte: „Ja, ich beginne es zu bereuen. Ich gebe zu, dass ich von dir und deinen Plänen fasziniert gewesen bin. Du hast es geschafft, meinem Leben noch einmal einen Kick zu geben. Aber jetzt möchte ich nicht mehr. Du bist ein Mensch, Jolanda. Du kannst nicht Gott spielen.“

„Das habe ich auch nicht vor.“

„Es beruhigt mich trotzdem nicht. Was willst du dann?“

„Lernen, kennen, wissen!“ flüsterte sie. „Den Kontakt zur anderen Welt haben.“

„Das haben schon viele versucht.“

„Ich weiß.“

„Nur wenigen ist es gelungen.“

Sie warf die Hände hoch. „Aber ich gehöre dazu. Mir ist es gelungen. Ich habe die Macht, denn ich bin etwas Besonderes. Heute ist ein besonderer Tag, Conrad. Für mich, für dich ebenfalls. Ich will dir sagen, wer ich bin. Ich bin nicht nur die kleine Pensionswirtin seit ungefähr zwanzig Jahren, nein, ich bin mehr, denn ich hatte ein Vorleben, und genau das kommt mir jetzt zugute.“

„Wer warst du?“

„Jolanda, das Medium.“

Conrad zuckte mit den Schultern. „Es tut mir Leid, aber hätte ich dich kennen müssen?“

„Nein, nicht in der Zeit. Ich war in Prag, im Osten, und ich arbeitete in einem Zirkus, in Varietés. Mal vor kleinem und mal vor großem Publikum. Ich habe den Leuten einen Kontakt mit ihren Verstorbenen hergestellt...“

„Es sind Tricks.“

„Ach.“ Ihre Augen glänzten plötzlich. „Bist du sicher, dass es nur Tricks sind?“

Conrad Montego gab keine Antwort. Er war unsicher geworden. Die Wärme der Flammen innerhalb des Kellers spürte er plötzlich wie eine heiße Schicht über seinen Körper gleiten. Immer deutlicher wurde ihm bewusst, dass es ein Fehler gewesen war, zu dieser Frau zu ziehen, doch zurück konnte er auch nicht.

„Warum sagst du nichts?“

„Du hast nie etwas über deine Vergangenheit gesagt.“

„Das stimmt, und ich habe es bewusst getan. Sehr bewusst sogar.“ Sie grinste ihn scharf an. „Ich war damals noch etwas dumm, dass ich mich vor den Karren eines anderen habe spannen lassen. Aber du kannst mir glauben. Ich habe tatsächlich Kontakt zu den Toten gehabt, und zwar zu denen, um die sich der Teufel gekümmert hat. Ja, er ist es gewesen, und ich war seine Dienerin. Der Teufel und die Hexe. Klingt wie aus dem Märchenbuch, aber es ist eine Tatsache. Ich habe ihn geliebt. Ich war ihm hörig. Ich habe ihm gedient, und er hat mir die außergewöhnliche Begabung mit auf den Weg gegeben. Er riet mir, mein eigenes Leben zu führen, und deshalb bin ich in den Westen gegangen und habe eine kleine Pension eröffnet. Ich war die Spinne, die ihr Netz bereits gesponnen hatte. Jeder Gast verfligte sich darin, und ich schaffte es, die Leute zu überreden, sich Totenmasken machen zu lassen. Du hast mir dabei geholfen. Wenn du dich umschau, kannst du dein Werk betrachten. Jede Maske ist etwas Besonderes. Keine ist wie die andere, doch eines haben sie gemeinsam. Sie sind nicht das, was man von ihnen sieht. Sie existieren und leben auf ihre Weise. Ich habe es ihnen eingehaucht. Die Kraft des Teufels hat mich stark gemacht. Sie alle sind meine Kinder, und so habe ich noch Kontakt zu den Gästen, während sich der Teufel über die Seelen freuen kann.“

Conrad Montego sagte nichts. Er saß starr auf seinem Stuhl, aber er hielt den Toten nicht mehr so fest wie zuvor. Die Leiche des Briefträgers verlor den Halt und rutschte von seinen Knien. Er fasste auch nicht mehr nach, und so fiel sie mit einem dumpfen Aufschlag zu Boden.

„Jetzt weißt du alles.“

„Ja, stimmt.“

Jolanda schaute ihn lächelnd an. „Eine Frage noch. Was willst du jetzt tun?“

Conrad wollte durch sein Gesicht streichen, entdeckte jedoch das Blut an seinen Handflächen und nahm davon Abstand. „Ich weiß es wirklich nicht. Es kommt alles so überraschend für mich. Ich müsste darüber erst nachdenken.“

„Tu das, mein Lieber. Aber denke nur nicht das Verkehrte. Noch bist du bei mir. Ich mag keine Verräter.“

„Das habe ich nicht gesagt.“

„Gut, ich verlasse mich auf dich. Aber ich möchte auch, dass du deine Pflicht erfüllst.“ Sie schaute ihn scharf an, als suchte sie nach einer Lüge in seinen Augen.

„Was willst du?“

„Eine neue Totenmaske.“

Conrad Montego hatte verstanden. Er deutete auf die Leiche. „Von

ihm, nicht wahr?“

„Ja.“

„Gut, ich werde es tun.“

„Sofort kannst du damit beginnen. Ich komme später zu dir und schaue mir deine Arbeit an.“ Sie lächelte und strich ihm über das graue Haar. „Die Nacht ist noch lang, Conrad, sehr lang. Besonders für uns beide.“ In ihren Augen stand, was sie damit meinte, doch Conrad wollte daran nicht denken. Er gab ihr nicht einmal mehr eine Antwort und schaute ihr nach, als sie den Raum verließ...

Conrad Montego saß allein im Schein der Kerzen und mit der Leiche zu seinen Füßen. An den Wänden hingen die Masken, über die der zuckende Schein der Kerzen glitt, und er hatte den Eindruck, von ihnen belauert zu werden.

Es gab keine toten Augen mehr. Es waren leere Höhlen, aber in ihnen hatte sich trotzdem etwas angesammelt. Er wusste es nicht zu sagen, aber er hatte in der letzten halben Stunde neues Wissen erhalten, mit dem er erst einmal fertig werden musste.

Jolanda hatte sich ihm gegenüber geöffnet. Über ihre Vergangenheit hatte er nicht Bescheid gewusst. Okay, sie war etwas Besonderes, das hatte er schon immer gespürt, sonst wäre es ihr nicht gelungen, ihn in ihren Bann zu ziehen. Dass sie sich allerdings als Hexe bezeichnete, war ihm neu. Sie stand auf der Seite des Teufels, und im Nachhinein war es für ihn auch keine Überraschung mehr, obwohl er sich fürchtete. Er hatte ja die Masken schreien oder singen hören. Eine Tatsache, die es einfach nicht mehr zu leugnen gab.

Totenmasken, dachte er. Ein falscher Name. Jetzt hingen um ihn herum lebende Totenmasken, und er fühlte sich von ihnen beobachtet.

Keine leeren Augen mehr, obwohl sie so aussahen. Münder, sie sich verzogen, ihn angrinsten oder kantig lächelten. Sie wussten Bescheid. Er saß in ihrer Mitte. Er war das Opfer, und das Licht der Kerzen schickte ihnen den Schein entgegen, der sie noch unheimlicher machte. Nicht nur Jolanda stand mit dem Teufel im Bunde, auch die Masken waren von ihm beeinflusst worden.

Conrad Montego war kein Mensch gewesen, der den Teufel gemocht hatte. Er hasste ihn. Er wollte ihn nicht in seinem Leben wissen. Für ihn war er stets etwas Abstraktes gewesen, das nur die Menschen konkretisiert hatten. Ihnen war es gelungen, ihm ein Aussehen zu geben, so wie sie ihn sich eben vorstellten. Mit Hörnern, mit einem Schwanz, dem Klumpfuß, dem Fell auf einem nackten Körper, dessen Glied besonders groß war, und um das sich die Hexen gestritten hatten.

Bilder. Angstmacher aus früheren Zeiten. Der Teufel selbst war etwas anderes, ebenso wie die Hölle. Nicht zu erfassen, aber menschlich

gemacht. Er musste einen Kontakt zu den Menschen gehabt haben, sonst hätte ihm Jolanda nicht dienen können.

Sie wusste also mehr über den Teufel, und sie hatte sich auch für ihn eingesetzt.

Conrad gelangte zu dem Entschluss, dass er etwas dagegen unternehmen musste. Es würde nach diesem Gespräch nie wieder so werden wie früher. In diesem Haus war die Atmosphäre vergiftet worden. Es gab keine Heimat mehr für ihn. Und er wusste auch, dass die Macht der Jolanda immer mehr zunehmen würde.

Das konnte er nicht zulassen.

Sie war oben. Sie wartete darauf, dass er von dem toten Briefträger eine Maske herstellte. Er war schließlich der Schöpfer aller dieser Masken und machte sich jetzt Vorwürfe, es getan zu haben.

Conrad stand auf. Plötzlich hatte er einen Entschluss gefasst. Das Leben musste sich für ihn ändern. Schließlich war er ein Mensch, und ein Mensch hatte auch ein Gewissen.

Mit dieser Vorstellung verließ er den Raum mit den Masken, und auch den Toten ließ er liegen...

„Ich kann es noch immer nicht fassen!“ sagte Alan Montego, wobei er sein Stirnband zwischen den Händen drehte.

Jane, die locker hinter dem Lenkrad ihres Golfs saß, fragte: „Was können Sie nicht fassen?“

„Dass wir hier sind. Heute Morgen noch in London, in Notting Hill, und jetzt in Essex.“

„Manchmal hat die Technik auch Vorteile. Eine Reise in einer Kutsche hätte länger gedauert.“

„Stimmt. Da hätte ich auch mehr Zeit gehabt, über alles genauer nachzudenken.“

„Über was, zum Beispiel?“

Er zuckte die Achseln. „Ich kann es nicht genau sagen, aber ich weiß nicht, ob ich mich richtig verhalte. Etwas stimmt da nicht, da bin ich mir sicher.“

„Können Sie nicht konkreter werden?“

„Nein.“

„Sie wollen es nicht.“

Er senkte den Kopf. „Vielleicht. Es kann auch sein, dass ich große Angst vor der nahen Zukunft habe. Ist das so schlimm?“

„Überhaupt nicht, Alan. Es ist menschlich. Auch ich fühle mich nicht eben wie im siebten Himmel.“

„Dann bin ich beruhigt.“

Die beiden waren gut vorangekommen. Sie hatten die A 12 bis Colchester genommen und waren dann über die A 120 in Richtung

Clactonon-Sea gefahren. So weit brauchten sie allerdings nicht. Die Pension lag in der Nähe von Tendring, inmitten eines hügeligen Geländes, das Ruhe und Frieden abstrahlte.

„Kennen Sie den Weg noch?“ erkundigte sich Jane.

Alan klemmte wieder sein Band über das Haar. „Ja, ich denke schon, auch wenn ich damals nicht so richtig aufgepasst habe. Ich war ärgerlich über meinen Vater, aber das...“ Er winkte ab. „Nun ja, mal sehen, wie er sich nun verhält.“

„Immerhin sind Sie sein Sohn.“

„Das hat er vergessen, nachdem er dieses Weib kennen lernte und sich einfangen ließ. Ich knacke noch immer daran, aber ich gebe ihm nicht einmal die Schuld.“

„Sie denken mehr an Jolanda Juffi.“

„So ist es!“ flüsterte er. „Sie hat es getan. Sie hat ihr Netz ausgebreitet, und mein Vater hat die Zeichen nicht erkannt und sich darin verfangen. Er war früher nicht so. Dieses Weib hat ihn völlig verändert.“

„Wie war es denn bei Ihrer Mutter?“

„Ich war zu klein.“

„Sicher, aber hat Ihr Vater nichts über sie erzählt?“

„Damals schon. Er hat sehr an ihr gehangen, bis diese Juffi kam! Danach ist dann alles anders geworden.“

Jane sah, wie sehr das Gespräch ihren Mitfahrer berührte, und sie hakte deshalb nicht mehr nach.

„Wir sind in Tendring“, sagte Montego schließlich.

Das war nicht zu übersehen. Mit einem großen Plakat am Wegrand begrüßte der Ort seine Gäste. Von einer Ferienlandschaft Ostküste wurde gesprochen, von einem kleinen Paradies der Erholung.

Das mochte alles zutreffen, aber Jane und Alan waren nicht gekommen, um sich zu erholen. Wer sich hier einquartierte, musste noch einige Meilen bis zum Strand fahren. Er hatte jedoch den Vorteil, billiger wohnen zu können und brauchte nicht für den Meerblick zu bezahlen.

„Wo finden wir die Pension?“

„Nach dem Ort. In den Hügeln.“

Tendring war schnell durchfahren. Einen Hinweis auf die Pension der Jolanda Juffi gab es nicht, aber zum Glück kannte sich Alan Montego aus. Er dirigierte Jane nach links und in die sanften Hügel hinein.

Der Tag neigte sich langsam dem Ende entgegen. Schatten wurden länger.

Die Pension der Jolanda Juffi stand wirklich wie ein Fels in der Einsamkeit. Wer die kleine Zufahrt nicht kannte, rollte daran vorbei. Auch Alan sah sie im letzten Augenblick und gab Jane gerade noch rechtzeitig genug Bescheid.

Sie bog noch früh genug ab, und der Golf schaukelte über eine unebene Wegstrecke. Das Licht der Scheinwerfer tanzte ebenfalls auf und nieder und erreichte sehr bald die Front eines Hauses, das mit einem weit vorgezogenen Dach bedeckt war, unter dem der Eingang beinahe verschwand.

„Die haben uns bestimmt schon gesehen“, flüsterte Alan, der den Gurt löste und seine feuchten Hände abwischte.

„Auch nicht schlimm. Wir scheinen die einzigen Gäste zu sein. Ich sehe jedenfalls keinen anderen Wagen.“

„Die Stammgäste kommen noch.“

Sie stiegen aus. Es tat sich am Haus nichts. Es wurde weder die Tür noch eines der Fenster geöffnet. Auch nicht im ersten Stock, in dem die Zimmer der Gäste lagen.

So verlassen das Haus auf den ersten Blick auch wirkte, so geheimnisvoll schien es tatsächlich zu sein.

Als sie vor der Tür stehen blieben, lächelte Jane ihrem Begleiter aufmunternd zu. „Wenn Sie nicht reden wollen, lassen Sie es mich tun ja?“

Er nickte nur. Jane schellte...

Der Keller des Hauses war selbst für Stammgäste tabu. Nicht aber für Conrad Montego, denn hier hatte er seine kleine Werkstatt einrichten können. Hier lagerte der Gips, den er brauchte. Hier gab es die entsprechenden Werkzeuge und den Brennofen.

Der Keller lag auf der Rückseite des Hauses. Von außen her gab es einen Schacht, der durch ein Gitter bedeckt war. Der Schacht selbst endete vor einem Fenster, so dass bei offener Scheibe auch frische Luft in den Kellerbereich dringen konnte.

Es roch nach Staub. Es war eine schlechte Luft, und so öffnete der Mann das Fenster. Die frische Luft tat ihm gut. Er atmete sie mehrmals ein, blickte dabei in die Höhe und dachte an seinen Plan, der ihm nicht aus dem Kopf wollte.

Er war schlimm, aber für ihn war es die einzige Möglichkeit. Er würde keine Totenmasken mehr in seinem Leben herstellen. Diese Zeiten waren vorbei. Damit hatte Conrad Montego abgeschlossen.

Noch einmal dachte er über sein Vorhaben nach. Als er dann nickte, hatte er sich endgültig entschlossen.

Langsam drehte sich der grauhaarige Mann um. Das Licht unter der Decke war nicht besonders hell. Für seine Zwecke reichte es völlig aus. Er ließ seinen Blick über die Gegenstände gleiten, die sich im Keller befanden. Eine alte, aber sehr stabile Werkbank war sehr wichtig. Auf ihr stand ein quadratisches Glasgefäß, dessen obere Seite nicht geschlossen war. Man hätte es gut als Terrarium nehmen können, doch

es sollte einem anderen Zweck dienen, das hatte sich der Mann schon ausgerechnet.

Conrad Montego war ein ordentlicher Mensch. Und ebenso ordentlich hatte er sein Werkzeug geordnet. Es gab Meißel, Hämmer, Messer, Zangen und auch Sägen in unterschiedlichen Größen. Die größte schaute er an.

Sein Blick wurde kälter und härter. Mit der Zunge feuchtete er seine trockenen Lippen an, bevor er ging und die Säge vom Haken nahm.

Der Griff war gebogen. Man konnte ihn von zwei Seiten anfassen, und das Werkzeug war auch für zwei Personen gedacht. Damit konnte sogar ein nicht zu dicker Baumstamm zersägt werden.

Und eben diese Säge brauchte er. Montego hielt sie so hoch, dass Licht gegen das Metallblatt fallen konnte. Er wollte prüfen, wie gut es noch in Schuss war.

Er konnte zufrieden sein. Das Metall hatte keinen Rost angesetzt. Es war blank wie frisch geputzt, und auch die Zähne der Säge zeigten noch keine Abnutzung.

In seinem Gesicht rührte sich nichts, als er das Werkzeug auf die Holzbank legte, auf der er hin und wieder bei seiner Arbeit saß. Für die Formen und Matrizen hatte er keinen Blick, auch nicht für den Ofen, er kümmerte sich um den quadratischen Glasbehälter, der ebenfalls in seinen Plänen eine wichtige Rolle spielte. Er war tief und auch breit genug. Für seine Zwecke perfekt geeignet.

Er ging zur Tür. Es war nichts mehr wie früher. Sonst hatte er sie immer normal geöffnet. An diesem Abend benahm er sich wie ein Dieb und zog sie nur sehr vorsichtig auf.

Der Kellerflur war leer. Jolanda befand sich oben. Er hörte sie nicht, dafür vernahm er die Musik aus dem Radio.

„Du Miststück!“ flüsterte er, „du verdammte Hexe lässt es dir gut gehen, und mich die Drecksarbeit machen. Aber das ist vorbei. Für mich und auch für dich...“

Es waren die richtigen Worte gewesen, um ihm den Anstoß zu geben, aber es kam anders. Jemand stand an der Tür und schellte.

Sofort hielt Montego inne. Seine Gedanken überschlugen sich. Es war selten, dass Jolanda Besuch bekam. Im Ort hatte man nicht viel mit ihr am Hut, und Gäste hatten sich auch nicht angesagt.

Er hörte, dass sie öffnete.

Sein Standort war nicht optimal. Deshalb ging Conrad Montego drei Schritte vor und blieb im Dunkeln stehen, als er fast die Treppe erreicht hatte. Die Tür zum Keller war nicht ganz geschlossen worden. Am Ende der Treppe fiel ein hellerer Streifen durch die Lücke und verlor sich auf der zweiten Stufe.

Conrad Montego war kein Hellseher. In diesen Augenblicken

allerdings glaubte er an eine Wende des Schicksals. Er konnte sich vorstellen, dass sich durch den abendlichen Besucher einiges änderte, und er hoffte, dass es nicht seinen Plan betraf.

Jolanda sprach. Eine andere Frau antwortete ihr.

Die Stimme der Person hatte Montego noch nie zuvor gehört. Leider konnte er nicht verstehen, was die beiden sagten, aber in das Gespräch hinein mischte sich auch die Stimme eines Mannes. Sie klang lauter als die der Frauen.

Conrad Montego hatte das Gefühl, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Die Welt um ihn herum drehte sich. Er konnte es nicht glauben, doch er wusste auch, dass er sich nicht geirrt hatte.

Er kannte den Mann, der gesprochen hatte. Es war sein Sohn Alan!

Die Tür wurde von innen aufgezogen, und dann stand sie vor ihnen. Alan Montego hatte Jane zwar einiges über die Juffi erzählt, aber sie nicht so detailliert beschrieben, und die Detektivin glaubte, in einem falschen Film zu sein.

So also sah Jolanda Juffi aus. Eine Pensionswirtin in der Einsamkeit der Hügel von Essex. Aber niemand hätte sie sich so vorgestellt, denn sie wirkte in ihrem Paillettenkleid wie aus einem Mode-Magazin entsprungen, das nicht mehr so ganz in die moderne Zeit hineinpasste.

Auch die Frisur kam Jane übertrieben vor. Als die Frau dann lächelte, bewegte sich ihr ganzes Gesicht, und der Mund blieb offen stehen, als wäre sie nicht mehr in der Lage, eine Frage zu formulieren.

„Guten Abend“, sagte Jane. Die Juffi nickte.

„Sie sind Mrs. Juffi?“

„Ja, das bin ich.“

„Und Ihnen gehört das Haus hier?“

„Ich besitze es.“ Sie räusperte sich. „Aber wenn Sie hier wohnen wollen, muss ich Ihnen sagen, dass es nicht möglich ist. Ich bin dabei, etwas zu renovieren. Erst im nächsten Monat treffen die Gäste wieder bei mir ein. Tut mir leid...“

„Das hatten wir eigentlich nicht vor“, sagte Jane.

Jolanda Juffi streckte den rechten Arm aus und stemmte sich am Türrahmen ab. „Oh weshalb sind Sie dann zu mir gekommen? Haben Sie eine Empfehlung oder...“

„Nein, das nicht“, sagte Jane. „Es geht um meinen Begleiter.“

Jetzt war Alan angesprochen, und sofort richtete sich der Blick des Augenpaares auf ihn. Alan übernahm auch das Wort und fragte: „Kennen Sie mich nicht?“

Er wurde gemustert. Die Stirn der Frau legte sich in Falten. Noch immer stand ihr Mund offen, und allmählich stahl sich so etwas wie Erkennen in ihren Blick.

„Nun... ?“

„Ich überlege, Mister. Ich denke schon, dass ich Sie einmal gesehen habe. Könnte es sein, dass Sie damals anders ausgesehen haben? Ist das möglich?“

„Ja, ich war jünger. Ich habe auch die Haare damals anders getragen. Da haben Sie recht.“

„Aber Sie waren niemals als Gast bei mir oder?“

„Nein.“

„Woher kenne ich Sie dann?“

„Ich bin der Sohn“, sagte Alan. Es war ihm anzusehen, dass er sich nur schwer beherrschte.

„Pardon aber ich verstehe nicht...“

„Sein Sohn.“

„Wie?“

„Ich bin Alan Montego!“

Jetzt war es heraus. Jetzt wusste Jolanda Bescheid, und sie sah aus, als hätte man ihr einen Schlag in den Magen versetzt. Ihr Gesicht wurde unter der Schminke noch bleicher, und sie sackte etwas in den Knien ein. Sie war auch froh, an der Tür einen Halt gefunden zu haben.

„Warum sagen Sie nichts, Jolanda?“

„Ich... ich... ah... ich bin zu sehr überrascht worden.“

„Das kann ich mir denken. Aber ich binde Ihnen keinen Bären auf, und ich bin gekommen, um meinen Vater zu sehen, den Sie hierher in diese verdammte Einsamkeit gezogen haben.“ Er hielt seine Gefühle nicht mehr im Zaum und sah aus, als wollte er sich im nächsten Moment auf die Frau stürzen.

Die Juffi wich einen Schritt zurück. Ihr Gesicht verlor das geschäftsmäßige Lächeln. Es bekam einen abweisenden und zugleich bösen Ausdruck. „Verschwinden Sie, Mr. Montego. Ich will mit Ihnen nichts zu tun haben.“

„Weiß ich. Aber mit meinem Vater, wie?“

„Nein!“

„Wieso nicht?“

„Sie hätten sich zuvor schlau machen sollen, Montego. Er ist nicht hier. Er ist weg.“

„Ach.“ Alan lachte. „Und wohin?“

„Das hat er mir nicht gesagt.“

Alan hatte sich bisher beherrschen können. Jetzt allerdings war bei ihm die Grenze erreicht worden. Mit einem stieren Blick starzte er die Person vor sich an. Im nächsten Moment stapfte er vor, als wollte er die Wirtin einfach überrennen. Das konnte Jane nicht durchgehen lassen. Sie zerrte Montego soeben noch zurück.

„Lassen Sie es, Alan.“

„Aber...“

„Kommen Sie!“

Jolanda Juffi wusste Jane auf ihrer Seite. „Wenn Sie hier eindringen wollen, ist das Hausfriedensbruch. Ich werde die Polizei anrufen und Sie festnehmen lassen. Sie haben hier nichts zu suchen. Sie beide nicht. Deshalb hauen Sie ab. Ihren Vater können Sie dort suchen, wo der verdammte Pfeffer wächst.“

Alans Kopf war hochrot geworden. Er hörte auch nicht zu, was ihm Jane ins Ohr flüsterte, er sah einfach rot.

„So leicht werden Sie mich nicht los, Juffi. Nein, so leicht nicht. Ich werde mich um meinen Vater kümmern! Ich werde das nachholen, was ich versäumt habe. Und ich werde mich auch um Sie kümmern, das verspreche ich Ihnen.“

„Ja, ja, tun Sie das!“ schrie die Wirtin schrill. „Aber kümmern Sie sich auch um sich!“ Sie hatte jetzt wieder mehr Platz, trat vor und hämmerte den beiden die Tür vor der Nase zu.

Alan wollte sich nicht damit zufrieden geben. Er wirkte wie ein Läufer kurz vor dem Startschuss, doch Jane Collins hatte etwas dagegen. Sie hielt ihn noch immer fest, und unter dem harten Griff ihrer Finger wurde er ruhiger.

„Wir werden fahren!“ sagte sie.

„Nein, das werden wir nicht!“

„Doch! Kommen Sie!“ Jane hatte das Gesicht der Frau hinter einem Fenster neben der Tür gesehen. Es war klar, dass sie beobachten wollte, ob sich draußen etwas tat. Sie mussten diese Person in Sicherheit wiegen. Und Jane musste auch Alan vor sich selbst beschützen. Der brachte es fertig und zündete ihr Haus an.

Sie zerrte ihn zurück, bis sie den Golf erreicht hatten. Auch in ihn stieg Alan nur unter Protest ein. Er wurde erst still, als Jane ihn regelrecht anschrie.

„Halten Sie mal Ihren verdammten Mund!“

Alan schwieg. Er atmete keuchend. Jane startete den Wagen. Vor dem Haus mussten sie wenden. Die Juffi schaute jetzt auf die Heckleuchten, die wie davon schwebende Blutstropfen wirkten.

Schweigend fuhren sie den holprigen Weg zurück und rollten dann auf die normale Straße. Jane fuhr nur ein paar Meter weit und hielt am Straßenrand neben einigen Büschen.

Alan schaute sich nervös um und fragte: „Was soll das denn schon wieder?“

„Überlegen Sie mal.“

„Nein, ich weiß nichts.“

„Glauben Sie wirklich, dass ich auf diese Jolanda Juffi reingefallen bin?“

Alan kapierte stückweise. „Moment mal, dann haben Sie gar nicht vor, einfach zu verschwinden?“

„So ist es.“

„Aber...“

„Kein aber, Alan. Ich kann Ihre Gefühle verstehen. Es ist etwas anderes, ob es um einen nahen Verwandten geht oder wie bei mir einzig und allein um den Job, den ich recht emotionslos angehe. Ich kenne die Person nur kurz, aber ich weiß, dass ich ihr kein Wort von dem glauben kann, was sie uns gesagt hat.“

Alan blickte die Detektivin an. „Heißt das, dass wir noch einmal zum Haus zurückgehen?“

„Das habe ich vor.“

Seine Augen leuchteten. „Und dann?“

„Werden wir sehen, ob Ihr Vater tatsächlich nicht dort ist. Ich nehme das Gegenteil an und gehe davon aus, dass sie bewusst gelogen hat. Genau den Grund möchte ich herausfinden.“

Alan wollte die Tür öffnen, um auszusteigen. Abermals hielt Jane Collins ihn fest. „Nicht so über hastet, mein Freund. So wie es bisher gelaufen ist, wird es auch weitergehen.“

„Und... äh... wie?“

„Ganz einfach. Ich habe bisher die Leitung gehabt, und ich werde sie auch behalten. Für Sie, Alan, bedeutet das, nichts Unüberlegtes zu tun. Halten Sie Ihre Gefühle im Zaum.“

Er nickte. „Versprochen...“

Conrad Montegos Gedanken jagten sich.

Da vermischten sich die Gegenwart und Vergangenheit. Er dachte über seinen Sohn nach, der von ihm zu stark vernachlässigt worden war, als er sich dieser Frau zugewandt hatte. Er hatte ihn sogar für eine Weile regelrecht vergessen, doch er, der Vater, war von dem Sohn nicht vergessen worden.

Er hatte ihn gehört. Er hatte Glücksgefühle erlebt, aber er hatte auch mitbekommen, wie Jolanda Alan und dessen Begleiterin so kalt hatte abfahren lassen. Einfach so. Wie einen Fremden. Wie jemand, den man hasste.

Der Knall der zufallenden Tür erschreckte ihn. Er dachte darüber nach, wie Jolanda Juffi reagieren würde.

Sie erwartete ihn im Keller. Sie rechnete damit, dass er die Totenmaske herstellte oder zumindest schon die Vorbereitungen traf und die Masse anrührte, denn die Leiche lag oben. Doch Jolanda irrte sich, denn das würde er nicht tun. Auf keinen Fall. Sein Plan würde bestehen bleiben.

Der grauhaarige Mann hatte sich wieder gefangen. Sein Blick war auf

das Ende der Treppe fixiert, und dort bewegte sich die Tür. Jolanda Juffi kam.

Wie er es sich gedacht hatte. Sie blieb noch für einen Moment vor der ersten Stufe stehen, und so fand Conrad die Zeit, sich zurückzuziehen. Er huschte leise in seinen Arbeitsraum und nahm dort auf einem Hocker Platz. Die Säge hatte er im Blick.

Conrad wartete. Er lauschte.

Es war zu hören, wie Jolanda die Stufen der Treppe hinabschritt. Sie gab sich keine Mühe, leise zu sein. Warum auch? Das Haus gehörte ihr, und sie fühlte sich als Herrin. Herrin und Hexe!

Eine, die dem Teufel nahe war. Die ihn verehrte, die tat, was er befahl oder es schon immer getan hatte. An diesem Abend hatte sie Conrad die Augen geöffnet, und er musste einsehen, welch ein Narr er all die Zeit über gewesen war.

Vorbei, ja, für ihn war es vorbei. Die Juffi wusste das noch nicht, aber er würde ihr die Augen öffnen.

Jolanda Juffi drückte die Tür vorsichtig nach innen, wie jemand, der nicht genau wusste, was ihn nach dem Eintreten erwartete. Etwas Schlimmes oder Besorgnisserregendes war es nicht, denn sie sah Conrad Montego, der fast locker auf einem Hocker saß und ihr entgegenschaut. Er lächelte sie sogar an.

Schlangengleich geschmeidig betrat Jolanda den Kellerraum und schloss die Tür hinter sich. Das Thema Totenmaske sprach sie erst gar nicht an. Sie kam direkt zur Sache.

„Ich hatte Besuch.“

Er nickte nur. „Es war nicht zu überhören.“

„Weißt du denn auch, wer mich da besucht hat?“ fragte Jolanda lauernd.

„Mein Sohn. Ich kann mich sehr gut an seine Stimme erinnern.“

Jolanda wartete, dass er noch etwas sagte, doch den Gefallen tat er ihr nicht, und so fragte sie: „Ist das alles?“

„Vorerst.“

„Ich habe ihn weggeschickt.“

„Ist mir klar.“

„Und es war noch jemand dabei. Eine Frau, eine Blonde. Sah gut aus, die Kleine. Vielleicht war sie seine Braut, die er dir vorstellen wollte, aber das habe ich nicht zugelassen. Ich will hier keine Familienzusammenführung, und das ist sicherlich auch in deinem Sinne, denke ich mir.“

„Irgendwie schon.“

Jolanda Juffi verzog den Mund. „Das hörte sich nicht eben überzeugend an.“

„Sollte es auch nicht sein.“

„Ach. Hättest du gern mit deinem Sprössling gesprochen?“

„Es wäre nicht schlecht gewesen.“

„Das glaube ich dir nicht, Conrad. Nein, damit kannst du mir nicht kommen. Hör auf mit dem Quatsch. Niemals hättest du dich auf seine Seite gestellt.“

„Du vergisst, dass einige Zeit verstrichen ist. Ich hätte gern mit Alan gesprochen.“

„Schwachsinn. Er führt sein Leben, und wir führen das unsere. Das war dir doch immer klar.“

Conrad zuckte mit den Schultern. „Ich weiß nicht, ob wir noch so weitermachen können.“

„Was meinst du damit?“

„Ich mit meiner Arbeit.“

„Du sprichst von den Masken?“

„Genau.“

Jolanda sagte zunächst nichts. Sie schüttelte nur den Kopf, wobei sie mit ihren Blicken das Zimmer absuchte. Ihr Erstaunen kam Conrad gespielt vor, ebenso wie ihre mit leiser Stimme gestellte Frage. „Du... du... hast noch nicht damit angefangen, die Totenmaske herzustellen?“

„Nein.“

„Nicht die Masse angerührt?“

„Wie du siehst.“

Die Antwort schockte Jolanda. Sie wusste nicht, was sie sagen sollte. Ihr Blick verlor sich in der Ferne, dann riss sie den Mund noch weiter auf, lachte schrill und schlug schließlich gegen ihre Lippen, um das Lachen zu stoppen. „Das gibt es nicht“, sagte sie. „Verdammst noch mal, das ist nicht möglich. Du bist wahnsinnig. Du kannst nicht einfach aufhören, Conrad, verstehst du? Wir sind ein Team. Und vergiss nicht, wer ich bin, denn ich habe es dir heute Abend gesagt.“

„Das kann ich auch nicht vergessen.“

„Wunderbar. Dann vergiss deinen Sohn, vergiss die Frau an seiner Seite und mach einfach weiter. Ich werde dir sogar helfen und den Toten hier in den Keller holen.“

„Du kannst dir die Mühe sparen.“

Jolanda Juffi verschlug es die Sprache. Sie kannte ihren Freund und Partner nicht mehr wieder. Sie betrachtete Conrad wie einen Fremden. Dass er plötzlich nicht mehr wollte, konnte sie nicht akzeptieren. „Und... und... das alles wegen deines verfluchten Sprösslings?“

„Nicht nur seinetwegen, Jolanda. Ich hatte mich schon vorher entschlossen. Du kannst es glauben oder nicht. Es bleibt sich gleich.“

Sie war sauer und trat heftig mit dem rechten Fuß auf. „Verdammst, ich will es nicht glauben!“

„Das ist dein Problem.“

Jolanda starre ihn an. „So nicht, Conrad, so geht man mit mir nicht um! Verdammst, wir waren und wir bleiben ein Team. Wir gehören zusammen. Fast wie ein Ehepaar.“ Sie lachte, winkte dann ab und sagte im Wegdrehen: „Ich hole jetzt den Toten.“

Conrad erwiderete nichts. Die Frau hatte ihm den Rücken zugewandt, und genau das hatte er gewollt. Er stand auf und packte mit der rechten Hand einen in der Nähe liegenden Gipsblock, den er zur Hälfte umfassen konnte. Danach bewegte er sich sehr schnell auf die Tür und auch auf die Juffi zu.

Sie hatte bereits ihre Hand auf die Klinke gelegt, als sie die Schritte vernahm und sich drehte. Was sie sah, war wie eine erstarrte Momentaufnahme, und sie konnte es kaum fassen.

Der Mann stand vor ihr. Er hatte den rechten Arm angehoben. In der Handfläche sah sie den hellen Gipsblock. Sie wusste auch, was er vor hatte und wollte sich zur Seite werfen.

Montego schlug zu. Der harte Gips traf die Juffi an der Stirn. Jolanda verdrehte die Augen und sackte zusammen.

Montego fing sie auf. Er war froh, dass Teil eins seines Plans geklappt hatte. Ohne große Mühe schleifte er die Gestalt in den rückwärtigen Teil des Kellerraums. Er hatte das leise Klirren der Glas-Pailletten. Es war für ihn Hexenmusik, und er ging davon aus, dass er sie an diesem Abend zum letzten Mal hörte.

Conrad legte die Bewusstlose auf seine Werkbank. Nur die Beine ragten über.

Dann griff er zur Säge...

Diesmal waren Jane Collins und Alan Montego nicht wie normale Besucher zum Haus gekommen. Sie hatten einen Umweg gemacht, und das immer mehr schwindende Tageslicht kam ihnen dabei zugute. Die Dunkelheit rückte vor.

Jane hatte die Führung übernommen. Sie sahen das Haus von der Seite und blieben stehen.

Montego wollte etwas sagen, doch Jane legte einen Finger auf ihre Lippen. Er verstand das Zeichen und schwieg. Zwei Fenster waren erhellt und wurden von ihnen unter Beobachtung gehalten. Zu welchem Raum oder welchen Räumen die Fenster gehörten, war nicht zu erkennen, doch das war für sie auch nicht wichtig. Jane wollte wissen, wo sich die Frau aufhielt.

Sie stellte für die Detektivin das Problem dar. Zwar sah sie ungewöhnlich aus, beinahe wie eine grelle Vogelscheuche, aber sie war auf keinen Fall zu unterschätzen.

Diese Jolanda Juffi hielt das Zepter in der Hand. Sie bestimmte. Jane bezweifelte, dass sie ihnen den Rückzug so ohne weiteres abnahm. Sie

würde irgendwo lauern und beobachten. Wohl nicht hinter den Fenstern, denn dort gab es keine Bewegung.

Alan stieß Jane an. Sie sah, wie er mit dem Zeigefinger schräg nach links wies. Ihm war der Lichtschein aufgefallen, der durch einen Lichtschacht aus der Tiefe des Kellers drang.

„Im Keller?“ flüsterte er.

„Möglich.“

„Sollen wir hin?“

„Langsam, Moment noch.“ Aus dem Moment wurde eine Minute. Als sich bis dahin nichts hinter den erleuchteten Fenstern getan hatte, setzten sich beide in Bewegung.

Wieder übernahm Jane die Führung. Sie huschte über den mit Gras bedeckten Boden hinweg, presste sich gegen die Hauswand und wartete, bis Alan das gleiche getan hatte.

Der Lichtschacht befand sich direkt bei ihnen. Ungewöhnliche Laute drangen heraus. Nicht zu identifizieren. Manchmal hörten sie sich gleichmäßig an, dann wieder abgehackt, und sie glaubten, einen Mann fluchen zu hören. Allerdings nur kurz.

„Das ist mein Vater!“ flüsterte Alan.

„Sind Sie sicher?“

„Wer soll es sonst sein?“

„Was könnte er dort tun?“

„Keine Ahnung. Aber Sie wissen ja, dass er Totenmasken herstellt. Ich würde beinahe sagen, dass er damit beschäftigt ist, eine Totenmaske herzustellen.“

Jane Collins nagte an ihrer Unterlippe. „Für wen?“

Alan zuckte die Achseln.

Sie traten näher an den Lichtschacht heran, um hineinschauen zu können. Zu sehen war nichts. Es gab zwar ein Fenster, doch die Scheibe lag im toten Winkel. Es war auch nichts zu erkennen, wenn sie sich auf den Bauch legten.

Jane deutete an der Hauswand entlang. „Hilft alles nichts, wir müssen rein. Da vorn liegt eine Leiter.“

Alan holte die Leiter. Jane prüfte ihr en Halt an der Wand, dann stieg sie als erste hoch.

Das Fenster war nicht besonders groß. Seine Breite reichte soeben aus, um Jane einen Durchschlupf zu gestatten.

Jane glitt in das dunkle Zimmer hinein. Sie fühlte sich nicht eben super und rechnete auch mit einer bösen Überraschung, doch nur der Geruch nach Mottenkugeln erwartete sie, ansonsten war sie von Dunkelheit und Stille umgeben.

Jane drehte sich um und trat wieder an das Fenster heran. Von dort aus winkte sie ihrem Begleiter zu und machte ihm klar, um das Haus herum

zu gehen und vor dem Eingang zu warten.

„Was ist mit Ihnen?“ rief er halblaut.

„Ich werde Ihnen die Tür öffnen.“

„Haben Sie jemand gesehen?“

„Nein.“

Jane wollte sich nicht länger aufhalten lassen. Sie zog sich wieder in das Dunkel des Pensionszimmers zurück. Die Möbel malten sich schwach ab, und sie sah auch die Tür, die sie sehr vorsichtig aufzog. Jane fand sich in einem schmalen Flur wieder.

Die Stille wollte Jane nicht gefallen.

Vorsichtig stieg Jane die Treppe hinab, die sie in der zweiten Hälfte besser sah, weil sich dort ein schwacher Lichtglanz abzeichnete.

Es war niemand da, der sie störte. Auch in der unteren Etage nicht, und sie entdeckte auch den Umriss der Eingangstür. Das Licht drang aus einem Raum, in den sie wegen der nur halb geöffneten Tür nicht zu tief hineinschauen konnte. Sie sah, dass es sich um eine Küche handelte.

Auch jetzt tauchte Jolanda Juffi nicht auf, und Jane öffnete die Haustür. Alan Montego schob sich an Jane vorbei ins Haus. „Und? Was hat es gegeben?“ flüsterte er.

„Ich habe sie nicht gesehen.“

Montego schluckte. „Auch meinen Vater nicht?“

„Nein.“

„Aber er muss hier sein!“

Jane winkte ab. „Das ist nicht sicher. Wir werden uns jedenfalls umsehen.“

Er wies auf die Küchentür. „Haben Sie dort schon nachgeschaut?“

„Noch nicht. Wir werden es gemeinsam tun.“

Es war Alan, der die Tür so weit aufstieß, dass sie einfach eintreten konnten. Dann sahen sie den Mann auf dem Boden!

Beiden stockte der Atem, und sie verharren abrupt. Ihnen brauchte niemand zu sagen, dass der noch junge Mann tot war. Er lag auf dem Rücken. Die Wunden in seinem Körper waren deutlich zu sehen, und sie entdeckten auch die Blutspuren auf dem Fußboden. Erst jetzt hörten sie das Summen der dicken Fliegen. Sie umschwirrten die Leiche.

„Mein Gott“, flüsterte Alan Montego.

Jane ging an ihm vorbei in die Küche hinein. Sie schaute sich den Toten genauer an. Er trug die Uniform eines Briefträgers und war noch jung. Mitte Zwanzig.

Es roch nach dem Toten. Es roch nach Blut. Die Luft in der Küche war stickig. Warum hatte der Briefträger sterben müssen?

Er hatte ein Paket gebracht. Auf dem Tisch stand noch eine offene Schachtel. Das Packpapier war zerfetzt, ebenso das Band, das um den Karton gewickelt gewesen.

Jane Collins verließ die Küche. Alan Montego folgte ihr. „Und was jetzt?“ flüsterte er.

„Wir sehen uns im Keller um“, raunte Jane.

Jane trat in den Flur hinein, der nicht allzu lang war. An dessen Ende befand sich eine Tür. Das Licht aus der Küche reichte kaum bis dorthin.

„Hier wird es wohl zum Keller gehen“, sagte Jane leise.

„Ich... ich... habe Angst“, bekannte Alan Montego.

„Das istverständlich.“

Jane öffnete die Tür, und der typische Kellergeruch drang ihnen entgegen. Zugleich wunderte sie sich darüber, dass hier ebenfalls das Licht eingeschaltet war. Es ließ darauf schließen, dass jemand den Weg nach unten genommen haben musste.

„Haben Sie eine Waffe?“ flüsterte Alan Montego.

„Sicher.“

„Das beruhigt mich.“

Jane wollte nicht mehr länger an der Treppe stehen bleiben. Es drängte sie jetzt, den Keller zu durchsuchen.

Auf der dritten Stufe blieb sie stehen. Ihr stockte der Atem. Von irgendwoher aus der Tiefe des Kellers drang ein unheimlich klingendes Jammern und Klagen...

Conrad Montego hatte sein Ziel erreicht. Und er spürte nicht einmal ein schlechtes Gewissen. Er hatte tun müssen, was getan werden musste. Jolanda Juffi hatte ihn lange Zeit an der Nase herumgeführt. Das war nun vorbei. Sie hatte sich ihm offenbart. Sie hatte dabei von schrecklichen Dingen gesprochen, und sie hatte ihm erklärt, dass sie eine Hexe war und Kontakt mit dem Teufel besaß. Sie hatte die Totenmasken ihrer verstorbenen Stammgäste nicht einfach nur sammeln wollen, sondern ihnen eine fremde Weihe geben, damit der Teufel zufrieden war. Klar, als Hexe musste sie ihm gehorchen.

Obwohl er all diese Gedanken klar erfasste, kam sich der weißhaarige Mann vor wie jemand, der neben sich selbst stand. Er hatte einfach das Gefühl, eine zweite Person zu erleben, die sich von seinem Körper gelöst hatte. Er starrte auf die Säge, die er wieder an seinen Platz gelegt hatte. Das einst so blanke Stahlblatt hatte sich verändert.

Blut klebte daran und hatte sich auch zwischen den Zinken festgesetzt. Auch sein Kittel zeigte diese Spuren, aber das war jetzt unwichtig für ihn geworden.

Mit einer steifen und auch müden Bewegung drehte sich der Mann um. Sein Gesicht lebte nicht mehr. Auf den Zügen lag die gleiche Starre wie in den Augen, und er schaute dorthin, wo sich der Kopf der Frau befand.

Das Gefäß hatte er mit Wasser gefüllt und den Kopf anschließend

hineingelegt. Es war ein schrecklicher Anblick. Blut hatte die Flüssigkeit leicht gerötet. Der Kopf schwamm leicht über der Oberfläche. Irgendwie war Conrad Montego froh, dass Jolanda die Augen geschlossen hatte. Diesen totenstarren Blick hätte er nicht ertragen können.

Die Haare sahen nicht mehr so blond aus. Der Mund war nicht ganz geschlossen, aber sprechen würde Jolanda nie mehr.

Jetzt befanden sich zwei Leichen im Haus!

Beide würde er verschwinden lassen müssen, das stand für ihn fest. Aber er wusste nicht, ob er die Kraft aufbringen würde, sich darum zu kümmern. Sein Leben, mit dem er bisher eigentlich recht zufrieden gewesen war, hatte einen Riss bekommen. Nichts war mehr so wie zuvor. Er war jetzt ein Mörder. Nur fühlte er sich nicht so. Er hatte seiner Meinung nach etwas getan, das getan werden musste. So hatte es einfach nicht weitergehen können. Auch wenn er nicht unbedingt an den Teufel glaubte, taten es doch andere. Und Jolanda hatte einfach so überzeugend gesprochen, dass es einfach die Wahrheit sein musste.

Conrads Arbeitsraum hatte sich in eine Schreckenskammer verwandelt. Er merkte, wie es ihm schwer fiel, Atem zu holen. Der Druck auf und in seiner Brust war einfach schlimm, und die Angst fraß sich in ihm hoch.

Allmählich sah er klarer. Der Rausch war verflogen. Er begriff, was er getan hatte und erinnerte sich daran, dass es Zeit wurde, über die Konsequenzen nachzudenken.

Es stand fest, dass er die Pension so schnell wie möglich verlassen musste, wollte er noch etwas retten. Hier fand er keinen Schutz mehr. Zuvor wollte er die Leichen verschwinden lassen. Später in der Nacht, wenn die Dunkelheit tief und schwarz war, würde er sie vergraben, um sich anschließend zurückzuziehen. Dass man den Briefträger als ersten vermissen würde, stand für ihn fest, deshalb wollte er bis zum Mittag des nächsten Tages das Feld geräumt haben.

Er schaute wieder auf den im Wasser schwimmenden Kopf. Das Glas und die Flüssigkeit verzerrten die Perspektive ein wenig, das Gesicht der Toten sah dicker und aufgeschwemmt aus, als es tatsächlich war. Die roten Schlieren im Wasser sahen aus wie Öl und trieben langsam vor den erstarrten Zügen her.

Er bereute nichts. Wenn diese Person tatsächlich eine Hexe gewesen war, und daran hatte er keinen Zweifel, dann hatte er genau das Richtige getan. Nur so konnte er sich ihrem verdammten Fluch entziehen. Alles andere wäre falsch gewesen.

Wichtig war es jetzt, dass er die Nerven behielt. So riss sich Conrad Montego zusammen und dachte darüber nach, wie er vorgehen musste. Nur keine Fehler machen. Zunächst die kopflose Leiche der Hexe aus

dem Keller nach oben schaffen. Er würde sie dort in einen Teppichwickeln und weg schaffen. Ebenso wie den Briefträger, und er hatte eine ganze Nacht Zeit, um beide Leichen zu vergraben.

Er warf noch einen letzten Blick auf den Kopf. „Du hast mich lange genug an der Nase herum geführt. Du hast mir Liebe vorgegaukelt. Du hast von einem tollen Leben auch im Alter gesprochen, aber damit ist jetzt Schluss. Ich habe dich durchschaut, und bin dir dankbar, dass du mir die Augen geöffnet hast. Vielleicht noch rechtzeitig genug.“

Nach diesen Worten wandte sich der Mann ab und ging mit steifen Schritten auf die Treppe zu. Von oben würde er zunächst einen Teppich holen, um den Torso darin einzwickeln.

Conrad Montego kam nicht weit. Nicht einmal bis zur Tür. Er stoppte mitten in der Bewegung, denn plötzlich hörte er das unheimliche Jammern der Totenmasken, als wären sie dabei, um die geköpfte Hexe zu trauern...

Jane und Alan waren auf der Treppe stehen geblieben. Beide lauschten, und sie konnten sich den klagenden Gesang nicht erklären.

Sie blickten sich an. In Alans Augen schimmerte die Furcht, als er flüsternd fragte: „Was ist das? Hört sich an wie ein Chor.“

„Ja, wie ein Totenchor.“

Über diese Bemerkung erschrak Alan. „Was sagen Sie da? Totenchor?“

„Ich glaube nicht, dass wir es mit der Probe eines Gesangsvereins zu tun haben“, erklärte Jane Collins, die das Heft wieder in die Hand genommen hatte und weiterging. Sie würde sich auch von diesen Stimmen auf keinen Fall abschrecken lassen. Sie war ein Mensch, der rätselhaften Dingen immer auf den Grund ging.

Allmählich gewann sie die Überzeugung, dass sie hier in einen Fall hineingeraten war, der in John Sinclairs Bereich fiel. Der Keller kam ihr jetzt mehr als unheimlich vor. Das lag auch an diesem seltsamen Gesang, der sich ihrer Meinung nach kaum aus menschlichen Stimmen zusammensetzte und etwas Geisterhaftes an sich hatte.

Am Fuße der Treppe blieb sie für einen Moment stehen, um sich umzuschauen. Sie wollte herausfinden, hinter welcher Tür der Gesang aufgeklungen war. Es standen mehrere zur Auswahl, aber er drang von der rechten Seite her an ihr Gehör.

Jane drehte sich um. Vor ihr lag eine normale Kellertür, an der nichts ihren Verdacht erregte. Sie bestand aus dicken Holzbohlen und war braun angestrichen. Jane schaute auf die Klinke, und als sie das Metall berührte, hörte sie hinter sich die Schritte.

Alan Montego hatte es nicht mehr auf seinem Platz ausgehalten, und er kam zu ihr. „Ich muss es sehen. Haben Sie schon eine Ahnung?“

„Nein.“

Er deutete vor seine Füße. „Dahinter brennt Licht.“

In der Tat drückte sich das weiche Licht unter der Türritze hervor in den Kellergang hinein. Es hinterließ dort einen schwachen Schein, der vom Boden aufgesaugt zu werden schien.

Jane zog ihre Waffe.

Als Montego dies sah, atmete er auf. „Wenigstens können wir uns wehren“, sagte er und fragte sofort: „Aber gegen wen? Ob mein Vater damit etwas zu tun hat?“

„Ich kann es nicht sagen.“ Jane drückte die Tür auf. Sie glitt nach innen, und augenblicklich wurde es vor ihnen heller.

Beide waren überrascht. Nicht nur wegen des lauter gewordenen Gesangs, nein, sie sahen jetzt, dass dieses Licht von zahlreichen Kerzen gespendet wurde. Durch das Öffnen der Kellertür war ein Luftzug entstanden, der nun durch den Kellerraum wehte und auch die zahlreichen Kerzenflammen berührte, die nun leicht zitterten und für eine Veränderung des Lichts sorgten.

Der Raum vor ihnen war zu einer mit unterschiedlich großen Schatten gefüllten Bühne geworden. Sie tanzten, sie gaben Bewegung, sie wurden durch das Licht zerrissen, bauten sich wieder auf und fanden so andere Wege.

Vertuschen konnten sie nicht alles, da das Licht ausreichte, um das zu sehen, was an den Wänden hing. Es waren Masken!

Keine normalen, wie man sie auch auf einem Flohmarkt erwerben konnte. An zahlreichen Stellen an den vier Wänden des Kellers hingen die Totenmasken. Sie waren die Erinnerungen an Personen, die einmal gelebt hatten. Jolanda Juffi musste sie gesammelt haben, und sie sahen nur auf den ersten Blick gleich aus. Wer genauer hinschaute, der erkannte schon die Unterschiede.

Die Kerzen standen unterschiedlich hoch in eisernen Ständern. Da zwischen ihnen genügend Platz war, um den Kellerraum betreten zu können, was Jane und Alan auch taten. Sie gingen dabei sehr langsam, die Füße schleiften über den Boden, und Jane Collins hielt in der rechten Hand ihre Beretta, deren Mündung auf den Boden wies.

Das Singen der Masken hatte nicht aufgehört. Hier klang es noch unheimlicher, obwohl es sich kaum gesteigert hatte. Es waren allesamt klagende und schreckliche Laute. Geboren aus einer tiefen Depression, die in den Masken steckte und sich so frei Bahn verschafft hatte.

Montego legte Jane seine zitternde Hand auf die Schulter. „Ich... ich... kann es nicht begreifen. Wie ist das möglich? Es sind doch nur Masken, oder nicht?“

„Ja, Alan, aber es sind besondere Masken.“

„Wieso?“

„Ich meine damit nicht die Totenmasken an sich. Sie sind zwar auch

noch etwas Besonderes, aber im Normalfall sind sie nicht in der Lage, zu jammern und zu klagen. Das hier ist ein Gesang, den wir nicht mit normalen Maßstäben messen können. Ich kann mir auch denken, dass er nicht von den Masken selbst stammt.“

„Woher dann?“

Jane zuckte mit den Schultern. „Von den Toten, Alan. Von denjenigen Personen, denen die Masken abgenommen wurden. Nach dessen Abbildern sie geformt wurden.“

Das konnte Alan nicht begreifen. „Aber diese Leute sind doch tot. Sie... sie können nichts mehr sagen.“

„Im Normalfall nicht, da haben Sie recht.“

„Und was denken Sie?“

Jane ließ die Masken aus dem Blick und drehte sich Alan zu. „Ich denke, dass Ihr Vater nicht ganz unbeteiligt daran ist. Er ist ein Spezialist in der Herstellung von Totenmasken. Deshalb glaube ich, dass diese Masken seine Werke sind.“

„Ja, das ist möglich“, erwiederte Montego leise. „Nur für wen hat er sie hergestellt?“

„Für Jolanda Juffi. Das ist klar.“

Er schlug in die Luft, und mehrere Flammen begannen zu tanzen. „Was will sie denn damit? Warum sammelt jemand Totenmasken? Das kann ich nicht begreifen!“

„Wir werden Sie fragen müssen.“

„Wenn sie hier ist.“

Jane zuckte die Achseln und machte sich auf den Weg. Sie ging dicht an der Wand entlang, damit sie jede einzelne Maske, die dort hing, so genau wie möglich anschauen konnte.

Nein, sie sahen nicht gleich aus. Jede war anders.

Jane konnte nicht erkennen, ob die Masken zu alten oder zu jungen Menschen gehört hatten, aber sie lauschte ihren klägenden Geräuschen nach, der aus den stets halb offen stehenden Mündern strömte und als unheimliche Botschaft aus einem anderen Bereich an ihren Ohren entlang glitt. Die Masken selbst bewegten sich nicht. Es waren ausschließlich die Flammen auf den Dochten, die durch den leichten Luftzug ihr Spiel aus Licht und Schatten über die starren Gesichter warfen.

Hin und wieder hatte Jane Collins den Eindruck, als dränge aus den halb offen stehenden Mündern ein kalter auch nach draußen. Wie der Gruß aus einer eisigen Totenwelt.

Es kostete sie Überwindung, eine Maske zu berühren. Ihre Hand zuckte zurück! Die Oberfläche der Maske war warm!

Plötzlich spürte Jane Schweiß auf der Haut und unter den Achseln. Ihr war sehr warm geworden, und sie merkte, dass die Maske mehr war, als

nur ein simpler Gegenstand, der dort an der Wand hing. Schon allein dieser unheimliche Gesang hatte sie auf die Spur gebracht, und plötzlich begann sie zu zittern. Es war der Schock. Schwindel erfasste sie. Er ließ erst nach, als sie einige Male tief durchgeatmet hatte.

Endlich war sie ruhiger. Beim zweiten Hinfassen erschrak sie nicht mehr. Jetzt konnte sie sogar ihre Finger über die Außenhaut gleiten lassen und war davon überzeugt, dass die Maske ein Eigenleben führte.

Sie fasste die zweite an. Das gleiche Phänomen.

Auch bei der dritten und vierten. Bei ihnen legte sie eine Hand auf den halb offenen Mund, aber der Gesang der Maske stoppte nicht. Er war nicht normal. Da hatten sich andere Dinge verdichtet. Phänomene, die mit den Vorgängen in der normalen Welt auf keinen Fall etwas zu tun hatten. Ihr war klar geworden, dass Jolanda Juffi mehr war als nur eine normale Frau und Sammlerin.

Jane drehte sich wieder um und schaute auf den wartenden Alan Montego. Er hielt sich noch nahe der Tür auf.

Die Kerzen standen zwischen den beiden wie eine Barriere, aber er traute sich nicht, eine Frage zu stellen.

„Sie sind nicht normal“, erklärte Jane. „Ich weiß nicht, wie ich es Ihnen sagen soll, aber sie leben.“

„Nein.“ Ein kurzes Lachen. „Das sind doch Totenmasken.“

„Schon. Dennoch leben sie.“

„Das kann ich nicht glauben.“

„Fassen Sie die Masken an. Dann werden Sie es erleben. Sie fühlen sich warm an, und das beruht nicht auf der Wärme der Kerzen. Glauben Sie mir.“

„Mir ist es unheimlich“, flüsterte er und schaute sich um. Er stand im flackernden Kerzenlicht, das auch in seine Augen hineinstrahlte und ihnen ein unnatürliches Leben gab. „Ich will hier nicht länger bleiben. Ich will auch diese verdammte Juffi nicht sehen...“

„Was ist mit Ihrem Vater, Alan?“

Sein Mund schloss sich. In den letzten Minuten hatte er anscheinend gar nicht mehr an seinen Vater gedacht.

„Wir haben ihn hier nicht gefunden.“

„Das stimmt.“

Alan hatte am Tonfall der Antwort herausgehört, dass auch Jane Collins über gewisse Dinge nachdachte, und plötzlich senkte er den Kopf, denn er hatte begriffen. „Glauben Sie, dass mein Vater ebenfalls nicht mehr lebt und vielleicht eine Totenmaske von ihm hier an der Wand hängt?“

Jane hob die Schultern. „Ausschließen kann ich es nicht, Alan. Aber Sie kennen Ihren Vater, ich nicht. Sie müssten herausfinden, ob sich seine Totenmaske hier im Keller befindet oder nicht.“

Es war eine Aufgabe, die dem Mann an die Nerven ging. Er zögerte noch, und erst als Jane ihm zunicke, setzte er sich in Bewegung.

Schon nach dem dritten Schritt blieb er stehen, denn er und Jane hatten ein Geräusch gehört, das nicht von ihnen stammte. Es war auch nicht im Raum mit den Totenmasken aufgeklungen. Sie hatten es von draußen gehört.

Eine Tür wurde sehr behutsam geöffnet. Das Quietschen der Scharniere war deutlich zu hören, und es drang an ihre Ohren wie eine Melodie aus dem Schauerreich. Vom Klang her stand es im glatten Gegensatz zum Gesang der Masken.

Jane drehte sich langsam. Sie richtete ihren Blick auf die Tür des Kellerraums. Da es im Gang hell war, konnte sie hineinschauen. Schräg gegenüber hatte sich eine Tür geöffnet. Von innen her war sie aufgezogen worden, und die Gestalt, die es getan hatte, schob sich mit einem vorsichtigen Schritt über die Schwelle.

Es war ein Mann mit weißen Haaren. Schon älter...

Ein Schrei durchbrach die Stille. Alan hatte ihn ausgestoßen. Nicht nur er und Jane erschraken, auch der Mann aus dem zweiten Kellerraum blieb wie angewurzelt stehen.

„Vater...“, würgte Alan hervor...

Dass es Conrad Montego war, hatte sich Jane Collins schon beim ersten Hinschauen gedacht. Sie griff auch nicht ein und ging nur an den Kerzen vorbei näher auf Alan zu. Im Unterbewusstsein nahm sie wahr, dass der Gesang der Totenmasken allmählich abflachte, aber als dünnes weinerliches Greinen bestehen blieb.

Auch Conrad Montego hatte sie Stimme seines Sohnes gehört. Er war zu sehr in seinen Gedanken versunken gewesen, um darauf sofort reagieren zu können. Jetzt hob er den Kopf.

Die Tür schloss er nicht mehr hinter sich. Sein Blick richtete sich auf Alan.

Im Licht des Kellers konnten Jane und Alan das Gesicht des Mannes sehen, in dem sich plötzlich nichts mehr bewegte. Es war selbst zu einer Totenmaske geworden, aber zu einer mit einem bleichen, kalkigen Anstrich.

Er sagte nichts.

Auch sein Sohn sprach kein Wort. Er zitterte. Das plötzliche Zusammentreffen mit seinem Vater hatte ihn innerlich aufgewühlt, obwohl er darauf vorbereitet hätte sein müssen. In den Augen bewegte sich nichts. Starr blieben die Pupillen, und er war nicht in der Lage, auch nur ein Wort zu sprechen.

Conrad Montego fing sich als erster. „Du?“ flüsterte er.

„Ja, Dad.“

„Verdammt, wo kommst du hier?“

„Ich habe dich gesucht.“

„Warum?“

„Man hat mich darum gebeten. Es war Jane Collins, eine Detektivin.“
Er drehte sich zu Jane hin und wies auf sie.

Jetzt schaute auch Conrad hin. „Ich kenne Sie nicht“, sagte er. „Was wollen Sie?“

Jane, die angesprochen war, gab auch eine Antwort. „Ich denke nicht, dass das jetzt noch wichtig ist. Ich glaube, dass wir andere Dinge vorziehen sollten.“

„Welche denn?“

„Es geht um die Masken hier. Sie stammen von Ihnen?“

„Ja, ich habe sie hergestellt.“

„Für Jolanda Juffi?“

Er nickte.

„Warum?“

„Es ist eine lange Geschichte.“

„Machen Sie es kurz.“

„Sie wollte ihre verstorbenen Stammgäste immer um sich haben. Deshalb die Masken. Sie hat so lange auf die Leute eingeredet, bis diese zustimmten. Das ist im Prinzip alles.“

Damit gab sich Jane vorläufig zufrieden. Ihre nächste Frage zielte in eine ganz andere Richtung. „Wir haben oben in der Küche die Leiche eines Briefträgers gefunden. Wer hat den Mann getötet?“

Conrad Montego senkte den Blick. Sein Sohn hatte Angst, in seinem Vater einen Mörder zu sehen, aber der kam ihm mit seiner Antwort zuvor. „Sie hat ihn getötet.“

„Und warum?“

Er schluckte. „Jolanda wollte nicht, dass er unser Geheimnis weitererzählte.“

Jane konnte es nicht glauben. „War das wirklich der Grund?“ fragte sie leise.

„Es gibt keinen anderen.“

„Und Sie haben es nicht verhindert?“

„Es war mir nicht möglich.“

Abgründe taten sich auf. Jane rechnete damit, dass sie die Grenze noch nicht erreicht hatten. „Wo befindet sich Jolanda Juffi jetzt?“

Conrad Montego ließ sich Zeit mit er Antwort. Er schob seine Unterlippe vor, senkte den Blick und hob die Schultern. „Sie ist noch hier.“

„Im Haus?“

„Ja.“

„Wo genau?“

Er hob den linken Arm. Mit dem abgespreizten Daumen deutete er über seine Schulter. „Sie befindet sich in den Raum, aus dem ich gerade gekommen bin.“

Diese einfach dahingesagten Worte ließen bei Jane Collins trotzdem die Alarmglocken schrillen. Wenn das so einfach war, dann fragte sie sich, warum die Juffi nicht auch in den Kellergang getreten war. Lauerte sie im Hintergrund, um plötzlich und unerwartet eingreifen zu können?

„Können wir mit ihr sprechen?“

„Ich glaube nicht!“ lautete die leise Antwort.

„Warum nicht?“

„Es geht nicht.“

Jetzt griff Alan ein. „Bitte, Vater, wir müssen einfach zu ihr. Bitte, du musst...“

„Junge“, unterbrach er ihn. „Junge, du weißt nicht, was vorgefallen ist. Du hast keine Ahnung von Hexen, von der Hölle und vom Teufel. Es tut mir leid, aber ich kann dir nicht mehr sagen, und ich werde es dir auch nicht ersparen können.“

„Was kannst du mir oder uns nicht ersparen, Vater?“

Conrad Montego überlegte noch einige Sekunden, bevor er nickte und sich dabei drehte. „Kommt mit.“

Sie ließen ihn vorgehen. Der junge Montego trat dicht an Jane Collins heran. „Verstehen Sie das?“

„Nein. Aber ich glaube, dass Ihr Vater uns sehr bald die Lösung präsentieren wird.“

„Hoffentlich.“

Jane sah die Dinge nicht so optimistisch und sagte: „Machen Sie sich auf eine böse Überraschung gefasst.“

„Wegen der Juffi?“

„Ja.“ Mehr sagte sie nicht. Außerdem hatte Conrad Montego die andere Kellertür schon so weit aufgezogen, so dass sie über die Schwelle treten konnten. Hier brannten keine Kerzenflammen. Das normale Deckenlicht reicht aus.

Der Schock erwischte beide, und Alan stärker als Jane. Der junge Montego blieb plötzlich stehen und presste seine Handflächen gegen die Lippen. Seine Augen waren weit aufgerissen.

Sein Vater war zur Seite getreten. Er hatte beiden Ankömmlingen den Blick freigegeben.

Der kopflose Körper lag auf dem Boden inmitten einer Lache aus Blut, die aus dem Halsstumpf hervorgetreten war. Es war ein grauenvoller Anblick.

Auch Jane sagte nichts. Ihre Gedanken bewegten sich. Wo ein Körper war, musste es auch einen Kopf geben. Und den sah sie, als sie nach links schaute.

Der Kopf schwamm in einem Gefäß, das mit einer Flüssigkeit gefüllt war. Das Gesicht war so gedreht, dass Jane es anschauen konnte. Auf einer Werkbank lag eine blutige Säge.

„Ich musste es tun“, sagte Conrad Montego kaum hörbar...

Das Schweigen danach zerrte an den Nerven der drei Lebenden.

Jane und Alan wagten kaum zu atmen. Sie fühlten sich in dieser Atmosphäre wie zwei Fremdlinge, und der ältere Montego stand mit gesenktem Kopf da und hatte die Hände ineinander verschlungen.

Schließlich nach einem tiefen Atemzug fragte Jane: „Sie haben es getan, nicht wahr?“

„Ja.“

„Warum?“

„Weil ich es tun musste. Ich habe dazu meine Säge genommen. Es ging sogar recht leicht. Ich habe sie zuvor niedergeschlagen. Sie hat nichts mehr gemerkt. Sie hat auch nicht geschrien. Alles lief sehr glatt, aber jetzt ist es vorbei.“

„Nicht für Sie, Mr. Montego. Sie sind ein Mörder. Sie haben eine Frau auf die scheußlichste Art und Wiese getötet, die man sich nur vorstellen kann.“

Das harte Lachen erschreckte die Detektivin und auch Alan. „Ich habe es doch tun müssen!“ schrie Conrad los. „Ja, ich habe es tun müssen. Es gab keine andere Möglichkeit für mich.“

„Warum denn, Vater?“

Montego starnte seinen Sohn an. „Auch für dich habe ich es getan, wenn du so willst. Jolanda sah zwar wie eine normale Frau aus, aber das ist sie nicht gewesen. Sie war mehr, viel mehr, und sie hat es mir heute Abend voller Hohn und Spott ins Gesicht geschleudert.“

„Was war sie denn?“ fragte Jane.

„Eine Hexe!“ schrie Montego. „Eine verfluchte Hexe!“

Nach dieser Antwort herrschte Schweigen. Nur das Atmen war zu hören. Niemand war jetzt schon fähig, einen Kommentar abzugeben. Während Alan den Kopf schüttelte, dachte Jane Collins anders über die Erklärung nach. Es konnte stimmen, dass Jolanda einen Bund mit den finsternen Mächten geschlossen hatte und sich dabei selbst als Hexe betrachtet hatte. Alles war in diesem Fall möglich, und sie selbst besaß ebenfalls noch leichte Hexenkräfte, die tief in ihr schlummerten.

„Der Teufel war ihr Herr und Meister. Ihm hat sie die Masken der Toten geweiht. Er sollte ihre Seelen bekommen. Ich habe für sie gearbeitet und die Masken hergestellt. Sie hat mich benutzt. Sie hat mich ausgelacht, sie ging immer nur ihren eigenen Weg, und ich habe mich vor ihren Karren spannen lassen. Oft genug hörte ich das Singen der Masken. Ich hatte dabei immer das Gefühl, ihre Qualen

mitzuerleben, die sie beim Übergang von Leben in den Tod empfanden. Das alles habe ich lange genug durchlitten, ohne Fragen zu stellen. Vielleicht war ich auch zu sehr verliebt und bin dadurch blind gewesen. Aber das ist jetzt vorbei. Ich schwöre es. So etwas kehrt nicht mehr wieder. Sie wird keine Maske mehr aufhängen können.“

„Mussten Sie ihr gleich den Kopf absägen?“ fragte Jane.

Wieder lachte er. „Was hätte ich denn sonst tun sollen? Sie verbrennen? So wie man es im Mittelalter getan hat? Ich wollte eben auf Nummer Sicher gehen! Ich habe mal gelesen, dass man Hexen und andere Monstren nur endgültig vernichten kann, wenn man ihnen den Kopf vom Körper trennt. Das habe ich getan, und so habe ich mich von ihrem verdammten Druck befreien können.“

„Aber nicht von dem der Masken“, sagte Jane.

„Wie meinen Sie das?“

„Wenn man sie als die Kinder der Hexe bezeichnen kann, dann leben sie noch. Sie haben es nicht geschafft, auch sie zu vernichten. Das muss Ihnen klar sein.“

„Jolanda war wichtiger.“

„Es ist Ihnen klar, dass ich Sie der Polizei übergeben muss.“

Er winkte ab. „Tun Sie das. Es ist mir egal.“

„He!“ mischte sich Alan ein. „Warum wollen Sie meinen Vater der Polizei übergeben? Er hat eine Hexe getötet. Sie war die richtige Mörderin. Die Leiche des Postboten liegt noch oben. Er hat nur getan, was getan werden musste. Haben Sie eine Ahnung, welches Unheil eine Hexe hätte anrichten können?“

„Ja, das weiß ich. Ob sich davon die Polizei überzeugen lässt, weiß ich nicht. Jedenfalls werde ich auch aussagen müssen. Es wird schwer sein zu beweisen, dass Jolanda Juffi dem Teufel gedient hat. Und wenn auch, letztendlich ist sie doch ein Mensch geblieben. So werden es die Richter sehen.“

„Ich habe getan, was getan werden musste“, sagte der Mann und schaute noch einmal auf den Körper. Den Kopf blickte er nicht mehr an. „Wir können gehen.“

„Ich besorge dir den besten Anwalt, den ich auftreiben kann, Vater. Die Sache wird in Ordnung gebracht, das verspreche ich dir.“ Alan warf Jane einen triumphierenden Blick zu, als hätte er den Prozess bereits jetzt gewonnen. Er stützte seinen alten Herrn auch ab, als die beiden vor Jane Collins zur Tür gingen.

Ihre Ahnung hatte sie nicht getrogen. In dieser einsam liegenden Pension war nicht alles mit rechten Dingen zugegangen. Wieder hatte sie eine Frau erlebt, die sich dem Teufel verschrieben hatte. Durch die Totenmasken war der Kontakt mit dem Bösen aufrechterhalten worden.

Sie verließen den Raum und blieben im Kellergang stehen. Durch die

gegenüberliegende offene Tür konnten sie in den Maskenraum hineinschauen. Noch immer gaben die Kerzen dort ihr Licht ab. Etwas war jedoch anders geworden. Sie hörten keinen jammernden Gesang mehr. Kein Klagen, kein Weinen und Greinen.

Die Stille kam ihnen beinahe schon unnatürlich vor. Jane fragte sich, ob sich der Fall so einfach lösen würde.

Vater und Sohn waren stehen geblieben. Conrad wollte noch einen letzten Blick auf seine Werke werfen. „Ich habe sie alle hergestellt“, sagte er. „jede einzelne ist unter meinen Händen entstanden. Für mich sind sie so etwas wie Kunstwerke, und ich bin auch jetzt noch stolz auf sie, darauf könnt ihr euch verlassen.“

„Du bist der Beste, Vater.“

„Aber ich habe nicht mit ihnen gespielt. Ich habe ihnen den Hauch der Hölle nicht mit auf den Weg gegeben.“ Er drehte Jane sein Gesicht zu.

„Das war Sie, verstehen Sie das? Es ist Jolanda gewesen und nicht ich. Sie war die Hexe und damit auch die treibende Kraft hinter der Hölle. Ich fühle mich trotz meiner Tat unschuldig. Ich habe der Menschheit sogar einen Gefallen getan.“

„Das hast du auch, Vater!“ pflichtete ihm sein Sohn bei.

„Dann lass uns gehen.“

Beide gingen auf die Treppe zu. Und beide stoppten, als sie plötzlich die Schreie hörten...

Weder Jane noch die beiden Montegos hatten geschrien. Die schrecklich schrillen Laute stammten einzig und allein von den Gegenständen, die an den Wänden hingen.

Jane hatte vergessen, dass sie die beiden Männer begleiten wollte. Mit einem langen Schritt hatte sie die offene Tür des Maskenraums erreicht und schaute hinein. Es war schlimm.

Die Masken lebten!

Ihre Münden bewegten sich jetzt. Sie klappten auf und zu. Innerhalb des unruhigen Lichts verwandelten sie sich in schreckliche Gestalten, die ihre Rache schon andeuteten.

Es waren wütende Schreie. Schrill und hoch. Schlecht mit denen von Menschen zu vergleichen. Dabei blieben die Masken nicht ruhig. Ein Wind aus der Hölle schien durch den Raum zu fegen. Plötzlich begann das Licht der Kerzen zu flackern. Viel stärker als normal. Die Flammen bogen sich, richteten sich wieder auf, und tauchten die Welt in ein schnell wechselndes Muster aus Licht und Dunkelheit.

Wieder fegte ein Windstoß heran. Er wischte durch Janes Haare, und er trieb die beiden Montegos zurück. Inmitten des Kellers stieg etwas Dunkles vom Boden in die Höhe.

„Raus hier! „, schrie Jane.

Es war zu spät, denn die verdammten Totenmasken entwickelten ein

Eigenleben. Die Kraft der Rache aus der Hölle musste sie dazu getrieben haben, denn sie blieben nicht mehr an der Wand. Eine andere Macht hatte sie von ihren Nägeln und Haken gelöst. Plötzlich segelten sie durch die Luft. Sie waren zu schreienden Wesen geworden, die sich neue Ziele ausgesucht hatten.

Der Teufel hatte sich auf die Seite der toten Dienerin gestellt und sorgte für die Rache.

Die Totenmasken blieben nicht mehr zwischen ihren vier Wänden. Die Tür war wichtig. Wie von gewaltigen Wurfhänden geschleudert verließen sie den Raum, um die drei Menschen anzugreifen. Jane stand ihnen am nächsten. Sie duckte sich und riss zugleich die Beretta hoch, als gleich drei Masken auf sie zuflogen.

Jane schoss. Einmal traf sie.

Die geweihte Kugel hieb in die Totenmaske hinein. Sie zerstörte sie und verwandelte sie zugleich in einen fliegenden Feuerball, der durch den Gang wie ein Irrlicht segelt, gegen die Wand prallte, zu Boden fiel und erlosch.

Auf der Treppe erwischte es Conrad Montego. Alan hatte seinen Vater schon vorgeschenkt, weil er ihn so rasch wie möglich aus der Gefahrenzone wissen wollte, doch das Pech klebte Montego an den Füßen, denn er stolperte und fiel nach vorn. Mit letzter Kraft stützte er sich ab, er wollte auch wieder hoch, als zwei Masken ihn zugleich von verschiedenen Seiten erwischten.

Sein Schrei erstickte in einem Gurgeln, als sein Kopf zusammengepresst wurde.

Eine Maske klemmte vor seinem Gesicht, die andere hatte sich gegen den Hinterkopf gedrückt. Er befand sich plötzlich in einer Maskenzange und schaffte es trotzdem, sich wieder aufzurichten. Wahrscheinlich wurde ihm die Luft genommen, und er bewegte sich in einem grotesken Tanz auf zwei Treppenstufen. Er hatte die Hände in die Höhe gerissen und hielt beide Masken fest. Mit verzweifelter Kraftanstrengung versuchte er, sich die Dinger vom Kopf zu reißen, aber die Zange hielt.

Er trat ins Leere.

Der Fall war nicht aufzuhalten. Alan streckte seinem Vater noch die Hände entgegen, um ihn aufzuhalten, schaffte es jedoch nicht mehr. Der Mann war einfach zu schwer. Er drückte Alan auf die Stufen zurück, die beide Körper nicht mehr hielten. Gemeinsam rollten sie die Stufen hinab nach unten. Erst dort löste sich Alan von seinem Vater.

Conrad rollte weiter über den Kellerboden. Noch immer hielt er die beiden Masken fest. Aus seinem Mund drangen Schreie, die aber nur dumpf zu hören waren, da die Masken ihre flachen Mäuler geschlossen hielten.

Alan lag stöhnen auf dem Bauch und presste eine Hand auf seinen

Rücken. Andere Masken huschten durch die Luft. Sie griffen an, sie trieben auch Jane Collins in die Enge, so dass sie es nicht schaffte, Conrad Montego zu Hilfe zu eilen.

Wieder schoss sie und traf auch. Das geweihte Silbergeschoss verwandelte die Maske in einen Feuerball, der über die Decke hinwegwischte. Plötzlich stand Alan auf. Er schrie seinen Vater an. Er lief auf ihn zu, er wollte ihm helfen, und er spürte plötzlich das Blut in seinem Gesicht, als ihn eine Maske erwischte und ihm mit der Seite die Wange aufschlitzte. Alan fiel gegen die Wand.

Jane hatte es geschafft und war an Conrad Montego herangekommen. Sie hoffte jetzt, ihn von einem grausamen Schicksal befreien zu können, doch sie hatte ihre Zweifel, denn Conrad bewegte sich nicht mehr. Schlaff lag er auf der Seite, die Arme ausgestreckt.

Keine Maske griff mehr an. Es war plötzlich totenstill geworden. Jane schaute sich in der Umgebung um, bevor sie sich um Conrad Montego kümmerte. Sein Sohn Alan stand ebenfalls wieder auf den Füßen. Er jammerte und hatte sich geduckt hingestellt. Aus dieser Haltung hervor schaute er auf seinen Vater, der es nicht mehr schaffte, sich zu bewegen.

Keine Maske hing mehr im Nachbarraum an der Wand. Sie waren zu Boden gefallen, und die meisten von ihnen waren dabei zerbrochen.

Jane Collins fasste die beiden Masken gleichzeitig an. Was ihr vorhin nicht gelungen wäre, das war jetzt eine Kleinigkeit. Ohne Kraftanstrengung gelang es ihr, die beiden Masken vom Kopf des Mannes zu ziehen.

Freuen über diesen Erfolg konnte sie sich trotzdem nicht. Vor ihr lag ein Toter. Die beiden Masken hatten sich lange genug auf sein Gesicht gepresst, um ihn zu ersticken.

So war es der Hexe Jolanda trotz allem noch gelungen, sich an ihm zu rächen...

Alan hatte mitbekommen, was geschehen war. Er konnte nicht sprechen. Er weinte stumm. Jane führte ihn wie ein kleines Kind hoch und später nach draußen.

Erst hier in der Dunkelheit und in der kühleren Luft kam er wieder einigermaßen zu Verstand. „Ich wollte den Kontakt zu meinem Vater wiederherstellen“, sagte er rau. „Es ist mir auch gelungen. Aber nur fast. Ich habe ihn gesehen. Aber ich verfluche ihn nicht mehr, wie ich es damals getan habe, als er sich dieser Frau hingegeben hat. Sie ist tot, er ist tot, und ich hoffe, dass die verdammte Juffi für alle Ewigkeit im Feuer der Hölle schmort. Und ich weiß jetzt, dass mein Vater kein schlechter Mensch gewesen ist. Er hatte Fehler wie jeder andere auch. Vielleicht fehlte ihm der Durchblick, aber letztendlich war er okay.“

„Ja, da haben Sie bestimmt recht.“

Alan ging ein paar Schritte zur Seite und schaute hoch in den mit Sternen übersäten Nachthimmel. „Vielleicht ist er jetzt irgendwo dort oben und schaut auf uns nieder. Wie dem auch sei, ich wünsche dir alles Gute, Vater.“

Jane ließ ihn reden. Alan brauchte das. Was sie jetzt benötigte, war ein Telefon, um die Polizei anzurufen. Sie würde einiges zu erklären haben, doch sie konnte dabei auch auf die Unterstützung ihrer Freunde rechnen.

John Sinclairs Chef, Sir James Powell, würde ihr schon die nötige Unterstützung zukommen lassen.

Zufrieden war sie nicht. Sie konnte es nicht sein, denn an diesem Abend waren drei Menschen gestorben, und es gab nur einen, der sich darüber freuen konnte.

Der Teufel, der wohl endgültig nie zu besiegen war...

ENDE